

HA 10.648

UNGARN

JAHRGANG 1943



3173

JULIHEFT

LADISLAUS Cs. SZABÓ:
EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT
DIE DEUTSCHE KULTUR

ALADÁR SCHÖPFLIN:
DESIDER KOSZTOLÁNYI

LUDWIG SOÓ von BERE:
ZUR GESCHICHTE DER LANDSCHAFT
UND PFLANZENWELT UNGARNS

FRIEDRICH LÁM:
PETER ROSEGGER UND UNGARN

ALEXANDER HAIDEKKER:
UNGARISCHE BEZIEHUNGEN
EINER DEUTSCHEN RENAISSANCE-MEDAILLE

STEFAN LAKATOS:
KARL DITTER VON DITTERSDORF IN SIEBENBÜRGEN

LIA SIMONYI:
UNGARNS KULTURFILMSCHAFFEN

•
GEDICHTE VON M. BABITS, L. SZABÓ
UND G. VÁLYI NAGY

•
BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleiter : Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postcheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784—212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FAY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR :

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

SEKRETÄRE i. A. :

PETER KEMÉNY und Dr. *WILHELM OLTÍ*

EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR

VON LADISLAUS CS. SZABÓ



ZWEI BILDNISSE

Das Bild hing im innersten Zimmer, im kühlen, verlassenen, hellen Salon. Zwei Uhren tickten abwechselnd an der Wand, traurige Zierpflanzen tasteten sich am Fenster empor, zwischen Blumentöpfen schief ein Gartenzweig seinen Winterschlaf. An seiner Seite hing ein offener Geldbeutel; er sammelte für obdachlose Blumen, darbende Grillen und kranke Bäume. Fast jeden Tag fielen einige Groschen hinein. Im Glasschrank dürrsteten farbige Kelche nach etwas Abendmahlwein, im alten Betschrank lagen Handschuhe aus Samt, verstümmelte Leuchter, Silberscheren und Schachfiguren. Die Dinge beobachteten einander wachsam und warteten fröstelnd auf den Eintretenden. Frösteln ergriff auch den, der eintrat. Ich war sechs oder sieben Jahre alt, als ich mir selbst verbot das Zimmer zu betreten, um das Geheimnisvolle seiner Atmosphäre noch zu steigern. Die Familie übernahm den neuen Brauch; auch Mutter und Großmutter ließen mich nur nach längerem Nachdenken, zögernd hinein, als sei das Verbot ihre Erfindung gewesen. Geräuschlos erreichte ich die Mitte des Raumes.

Schräg durchbohrten die Sonnenstrahlen das Zimmer. Hinter dem Licht, an der mir gegenüberliegenden Wand hing das Bild. Es stellte einen Mann dar, mit großem Kopf und leidenschaftlichen Zügen, der einen schwarzen Rock trug und ein Buch an die Brust gepreßt hielt, mit einer Kraft, als sollte nicht einmal der Tod seine Finger davon lösen. Es waren dicke Finger mit flachen, kurzen Nägeln.

— Sieh dir seine Hand an, — sagte Mutter einmal — mit dieser schrecklichen Faust schlug er auf die römische Falschheit nieder.

Mutter hatte das strenge Pathos im Blut. Ihr Großvater und Urgroßvater waren beide Pastoren und sie war der einzige Mann in der verträumten, unbeholfenen Familie. Am aufrichtigsten war sie, wenn ihr Pathos am höchsten stieg.

Die Stirn des Mannes auf dem Bilde war knochig und schwer, das Gesicht groß, die Nasenwurzel breit, der Mund leidenschaftlich. Es war das Bildnis Luthers gute zweihundert Jahre nach seinem Tode aus dem Gedächtnis gemalt. Die Darstellung Cranachs, seines Zeitgenossen, zeigte noch Humor in dem bewegten Gesicht, der pietistische Maler wollte nichts mehr davon wissen.

Später verließ das Bild seinen Platz an der Wand und verschloß mir — mit dem mütterlichen Wort im Bunde — lange den Weg nach Rom, verscheuchte und verachtete das sorglose Lachen in mir. Denn ich bin

zum Lachen geboren, zum Lachen bei einer riesigen Schüssel voll Fische, einem Haufen Grünzeug und gutem Rotwein. Nicht der väterliche Calvinismus unterdrückte diese Seite meines Ichs. Der Vater meines Vaters war noch katholisch im überaus Rubens'schen Sinne des Wortes. Die lutherische Pfarrerstochter war es, die das zeitweise hervortretende Römische in mir unterdrückte; — jenes Bild aus der Kindheit mißtraute den Latinern! Erst im reifen Mannesalter wurde ich mir dessen bewußt, daß mir mein asketischer Calvinismus durch die lutherischen Worte einer gekränkten Frau in die Seele gehämmert wurde. Vielleicht hätte ich so bleiben sollen. Heute bin ich bereits wie ich bin, aus dem düsteren Gewand lugt überall das lachende Gemüt hervor.

Der Mensch trägt jedoch auch den eigenen Feind im Herzen. Auch der Dämon, dem wir widerstehn, ist ein Teil von uns. Lange Jahre hindurch übersetzte meine Mutter zu eigenem Vergnügen einen Roman über Rom. Weder Verfasser, noch Titel sind mir heute bekannt. Ein Gedicht über die Berge von Alba stand darin, das sie von Zeit zu Zeit umdichtete und mir immer wieder vorlas. Vergebens war ich seitdem in Castel Gandolfo, die Berge von Alba leben auch heute noch nur in den rhythmischen Worten meiner Mutter in mir. Auf den Takt ihrer Finger lebten die blaß-blauen Berge wieder auf, heroische Wolken bedeckten den Himmel, die verlassenen Seen erglühten, wir aber ließen uns auf Mauleseln nach den Zypressen tragen. Die Welt ist nicht natürlich. Vielleicht steckt im Alba-Gebirge in der Tat ein stiller kleiner See, der in der Abenddämmerung auch heute noch meine Mutter in steifem Kragen, sorgsam gefalteter Bluse und der Kostümjacke mit Samtaufschlag widerspiegelt.

Ab und zu verriet somit auch sie das Bild in ihren Wünschen. Sie lebte im Schatten des Bildes, und kehrte in ihren späteren Tagen dahin zurück. Ich aber wehrte mich nicht gegen die Versuchung und tauchte meine selbstquälerische, zerrissene Seele in das weise Lächeln des Erasmus. Die Stürme der Seele schienen sich in der Tat zu legen; eine Zeit durfte ich glauben, ich sei von der Art des Erasmus. Indessen ist der Weg der Seele spiralförmig; je menschlicher er ist, in umsomehr Windungen führt er der Weisheit entgegen. Heute stehe ich ungefähr dort, wo ich in meiner Kindheit stand nur etwas höher. Inzwischen schritt ich in weitem Bogen an einem großen Drama vorbei: an der Debatte des Erasmus und Luther.

Die Geschichte des menschlichen Geistes ist eine Folge von einigen großen unentschiedenen Debatten. Eine von diesen ist auch die zwischen Erasmus und Luther. Nicht sie eröffneten die Reihe; sie traten nur an die Stelle bereits Verstorbener. Die Bestimmung dieser beiden Menschenarten ist, sich gegenseitig zu quälen; ihr Bruderkrieg tobt seit alters her, selbst unter den Trümmern toter Städte ruhen Gebeine unversöhnlicher Gegner.

Beide waren gläubige Christen, dies ist ihre gemeinsame Wahrheit. Allein Glaube und Religion decken sich keineswegs. Luther war religiös, und wäre es auch im Wams des Söldners, des Schreibens unkundig gewesen, — Erasmus aber war Künstler, und wäre es auch auf dem päpstlichen Thron geblieben. Man rücke sie nur an die Schwelle der christlichen Überlieferung zurück, gleich verraten sie sich. Beide sehnten sich nach dem Urchristentum, doch hätte die Katakomben Luther allein zusammen-

gehalten. Erasmus hätte sich bei seinem kaiserlichen Herren eingesetzt, einige Christen gerettet, wäre aber nie zum Christentum übergetreten. Dies ist nur natürlich. Der Künstler entflammt sich stets an der Überlieferung, taucht das Leben in die Wonne der Erinnerung und beschwört vergangene goldene Zeiten. Der religiöse Mensch dagegen erkämpft sich eine neue Welt, sucht ein neues goldenes Zeitalter auf den Trümmern des alten, nur er ist revolutionär. Zuweilen vereinigen sich beide Seelenformen, dann heißt es : auch Künstler seien revolutionär.

Der griechische Intellekt erfaßte bereits auch diesen Gegensatz. Er fand auch Worte dafür : *Paidea* — ist geistige Selbstentfaltung, ewiges Sammeln, stille Erleuchtung, das Ziel des erasmischen Menschen ; *soteria* heißt dagegen brennende Sehnsucht nach Erlösung, die den religiösen Menschen durchdringt. Mit krampfhafter Sorgfalt und selbstsüchtiger Umsicht will der *eine* Doppeltes schaffen : das harmonische Werk und das eigene ungestörte Leben, die verbesserte letzte Auflage und das museale eigene Heim ; der *andere* dagegen stößt sein Werk in die Welt hinaus, ordnet nicht an seinem Leben herum, betrachtet es nicht als künstlerische Leistung und nimmt keine Rücksicht auf die Zukunft und die Leser der Nachwelt.

Erasmus war ein mittelalterlicher Mönch, der Buchstaben malte und dessen Namen die Buchdruckerei im letzten Augenblick des Mittelalters berühmt machte. Auf diese Weise wurde aus dem klugen, gelehrigen Mönch zunächst ein geschmeidiger Schriftgelehrter, Essayist und eleganter Bücherwurm. Erst seine Freunde in England machten ihn auf die moralphilosophische Schönheit des Christentums aufmerksam, erst eine Reise nach England zeigte ihm, daß auch das Evangelium die milde Festigkeit eines Sokrates enthalte. Da brach aus der Puppe der Schmetterling hervor, aus dem leidenschaftlichen Sammler der bessere Erasmus, der Menschenzieher. Knapp vor dem Religionskrieg, dem Indianergemetzel, der europäischen Auflösung wollte er die altchristliche Milde zur allgemeinen Haltung machen. Seine Zielsetzung bestimmte teils Erhabenheit, teils Selbstsucht. Erasmus wünschte allen Menschen Frieden, noch mehr aber sich selbst und den übrigen Gelehrten. Daher wollte er auf Grund jener halb-heidnischen, halb-christlichen Philosophie, die sich statt um die Seligkeit mehr um die Menschlichkeit bemühte, eine ansehnliche internationale Elite erziehen. Gute zehn Jahre konnte er an den Erfolg glauben. Von Spanien bis Ungarn zitterte über den Volksmassen eine dünne Schicht von Humanisten ; eine kleine Gruppe internationaler Elite scharte sich um seine Übersetzungen, Sammlungen, Dialoge und Briefe. Es gab Augenblicke, in denen er hoffen durfte, auch Jesus, Epiktétos, Paulus und Sokrates, der Heilige Hieronymus und Marcus Aurelius, Origenes und Epikuros würden sich ihnen anschließen, sich unsichtbar unter die Söldner mischen und die Menschen einzeln zur Sanftmut bekehren. Auch ihnen wird es wohl tun, meinte Erasmus mit aufrichtigem Wohlwollen, besonders aber uns Schriftkundigen. Wie die der meisten Gelehrten, war auch seine Seele eine überfeine Apothekerwaage, die die Meinungen mit ängstlicher Sorgfalt erwog. Indessen ist die Seele der Menschen eine Zentnerwaage, die der Eisengewichte des Glaubens bedarf. Gewichte, die die Präzisionswaage des Erasmus zerbrechen.

Das Volk wußte genau, was über ihm vorging. Des Schreibens unkundig, konnte es doch unfehlbar zwischen den beiden Augustinermönchen Erasmus und Luther entscheiden, da es fühlte, wessen Seele, der seinen gleich, Zentner wiegen konnte.

Zum Ernst geläutert und zu Gott bekehrt, suchte Erasmus im Evangelium doch nur einen weltlichen Kompaß. Die Hilfe des Schriftgelehrten, um seinen Studien jede Störung fernzuhalten. Gerade diesen Frieden aber lehnte Luther ab. Ganz auf sich gestellt, brach er in das himmlische Heim ein, riß die Türen auf, die zu Gott führen, seine flehende und fordernde Stimme erscholl in den dämmernden Räumen. Unterdessen saß Erasmus am Kamin, trank Burgunder unter seinen goldenen Pokalen, Bildern, Stichen und Kodices, frei von Sehnsucht nach Gott und übermenschlicher Unruhe, erfüllt von warmer, etwas abstrakter Menschenliebe. Gott aber duldet es nicht, daß wir unsere Welt allein auf Menschenliebe gründen. Die Erde ist eben kein sittliches Paradies, sondern ein Jammertal, das ab und zu durch die Blitze der Gnade erhellt wird. Daher zerbrach er seinen sanften Sohn, Erasmus, und verherrlichte seinen ungestümen, derben Luther; statt des verfeinerten Bettelstudenten den revolutionären Priester, statt des »frommen Bruders«, den aufrührerischen Mönch.

Der Instinkt des Volkes aber begriff auch dies. Erasmus fühlte mit dem Volk, sagte sich jedoch seinem ganzen Wesen nach von ihm los. Luther dagegen schlug dem Volk ins Antlitz, fühlte, sprach und roch aber wie dieses. Und das Volk sucht keine Schonung, keine gute Behandlung, sondern sich selbst. Erasmus fühlte mit ihm, Luther fühlte wie es. So konnte es auch des Schreibens unkundig zwischen beiden Männern entscheiden.

Die Zeit wollte bluten, Europa sehnte sich nach Auflösung und Luther schlug die ersehnte Wunde. Er trat wild in seine Zeit, da er ein vorzügliches Gehör in der Gemeinschaft der Lebenden besaß. Erasmus lebte im Alten und vernahm selbst die leiseste Regung — über den Gräbern. Vergebens einigten sie sich in der gleichen christlichen Wahrheit, sie hatten keinen Raum und kein Bleiben auf demselben Planeten. Die mannigfaltigen seelischen Formen der Erde würden nicht einen, sondern elf Planeten brauchen. Diese seelische Form aber — andere würden sie vielleicht einfach Charakter nennen — ist stärker als die gemeinsame Wahrheit. Auch der Mensch strahlt, wie die Gestirne, auch er hat sein eigenes unsichtbares Spektrum, die eigene Atmosphäre und eine Art von besonderem elektrischem Kraftfeld. Diese Strahlen können oft aus einem bloßen Namen oder einem Buchtitel aufgefangen werden. Ist das Spektrum nicht gleich, so versinkt auch die gemeinsame Wahrheit. Das Band löst sich, es muß sich lösen: letzten Endes schließen sich Erasmus und Luther stets gegenseitig aus.

*Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?*

— so fragte der alte Goethe in weiser Einsicht. Er wußte bereits, was der hartnäckig um Einigung und Ausgleich bemühte Erasmus noch nicht begriff. Er wußte, daß auch der Feind unserem Wesen angehört, und daß

wir sowohl dessen, als auch die eigene Kraft herabsetzen, wenn wir uns mit ihm um jeden Preis einigen.

Wie ich schon erwähnt, gab es in meinem Leben eine Zeit, in der ich mich für einen Menschen von der Art des Erasmus hielt. In diesem Gefühl wurde ich zuerst durch Hutten erschüttert.

Hutten und Erasmus: zwischen dem verstörten Ritter und dem zuchtvollen Weisen ist Hutten der menschlichere, weil er gebrechlicher, schutzloser ist, menschlichen Gefühlen unterworfen, den die Stürme des Herzens von den klassischen Götterbildern zu Luther treiben. Luther wurde zum selbstsicheren Revolutionär geboren, er ist der niemals zurückblickende, siegestrunkene verlorene Sohn. Erasmus war dagegen zum selbstsicheren Weisen bestimmt, er ist der geborene Gärtner und Sammler. Beide Menschentypen sind äußerst selten. Hutten aber ist der von Zweifeln innerlich zerrissene verlorene Sohn, der *Jünger* von Schriftgelehrten, das *Medium* von Revolutionären, seinem Verstande nach ein Jünger, der sich zurücksehnt, dem Herzen nach aber ein treues Medium. So ist der Mensch. Sterbend schleppte sich Hutten nach Basel, um seinen alten Meister zu dem neuen und mächtigeren Abgott, Luther, zu bekehren. Die Begebenheit ist allgemein bekannt. Erasmus gewährte Hutten keinen Einlaß. Angeblich fürchtete er sich vor dessen Krankheit, die damals noch eine ansteckende Seuche war. Gewiß fürchtete er sich auch vor dieser, doch mehr fürchtete er die Bekehrung, die Bestürmung des Herzens. Vor diesem Sturm wollte er die Stille seiner Arbeitsstube, das Heiligtum der Werkstatt hüten. Er wollte den ketzerischen Humanisten nicht sehen, der in diesem Abfall sein Heil suchte, Gott bestürmte, jenen herzerschütternden Gott, mit dem Erasmus bereits in aller weltlichen Form einig wurde, wenn man sich hier dieses blasphemischen Ausdrucks bedienen darf. Man kann mit Gott nicht einig werden. Vor dem Sturm der Gnade flüchtete sich Erasmus einfach in die weltliche Moral, in die Wonnen des Stils. Diese ruhige, abgeklärte Wonne gefährdete das Pochen des Ritters. Auf dieses Pochen aber sprang ich in Gedanken stets zur Tür. Die Selbstprüfungen der Seele zeigten, daß ich kein Mensch von der Art des Erasmus bin; heute möchte ich es auch nicht mehr sein. Die Spirale meiner Seele erreichte eine höhere Windung.

Erasmus kann kein Vorbild sein. Nicht als ob er feige gewesen wäre. Er war nicht einmal vorsichtig. Er hatte Mut, gewiß so viel, wie Luther. Dies aber war ein umso größeres Verdienst, als er täglich von sich sagen konnte, daß die Seele zwar bereit, das Körperlein aber schwach sei. Doch war er zu beschränkt, zu formelhaft, und mied allzusehr die Abgründe des Lebens. Man wähle sich aber gefährlichere Männer zu Vorbildern. Wenigstens Montaigne, der sich an den schmerzvollen Abenteuern unseres Lebens lächelnd beteiligt. Will man noch mehr, das meiste, so ist das Vorbild Goethe. Einmal — zur Zeit der Schlacht von Leipzig — verhielt auch er sich den Freiheitshelden gegenüber wie Erasmus gegen Hutten. Indessen war es bei Goethe nur eine Geste, was bei Erasmus ständige Haltung war. Wohl wich er den gefährlichen Abgründen der Romantik aus, doch lebte er selbst stets über lebensgefährliche Abgründe, fast könnte man glauben, daß er dem Wirbel der Romantik aus Verachtung auswich, weil dieser ihm nicht tief und gefahrvoll genug erschien. Er formte sein

Leben zu einem ästhetischen Meisterwerk, doch war er zugleich der größte Gegner dieses beneidenswerten Kunstwerkes, Garten, aber auch Hagel, Sammler wie Erasmus und Verschwender wie Luther. Er ist das Vorbild.

*Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
und wie du reisest, danke jedem Raum,
bequeme dich dem Heissen, wie dem Kalten,
dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.*

Langsam wand sich meine Seele durch dieses Drama. Es dauerte gute zehn Jahre. Heute aber sehe ich klarer und glaube zwischen beiden Männern auch klarer entscheiden zu können. Unverändert liebe ich Erasmus, und sehe auch wieder das Menschliche auf Luthers Antlitz. Auch weiß ich heute bereits, daß in dem Streit, der niemals zu entscheiden ist, Luther der siegreichere war. Das mit dem Schutzbalsam der Kunst gehütete Vermächtnis des Humanismus verdorrte mehr, als zahllose Improvisationen Luthers. Auch von Erasmus blieb nur eine Improvisation lebendig — »Das Lob der Torheit« — und das unsterbliche Sinnbild selbst. »Wo die lutherische Lehre herrscht, geht die Wissenschaft zugrunde« — sagte er mit wehmütiger Überzeugung. Die Wahrheit dagegen ist, daß die Geschichte der deutschen Wissenschaft und Dichtung über zwei Jahrhunderte hindurch fast zugleich die Geschichte protestantischer Pastorensöhne war. Diese aber ist wahrlich nicht ruhmlos.

Das Drama bot mir manche Lehren, die bedeutendste möge nun folgen. Ich hoffe, sie wird mich auch später vor übertriebenen Kompromissen bewahren. Ich bin — wie ich sagte — eine heitere und zugängliche Seele, ein »lachender Mensch«. Doch lernte ich, daß die Geschichte des menschlichen Geistes aus einigen unentschiedenen großen Debatten besteht, die eher parallelen Monologen als wirklichen Zwiegesprächen gleichen. Die Gegner hören einander nie. Nie hört der Inquisitor den Marquis Posa, ebenso wenig dieser den Inquisitor. Leider verhüllt die Nachwelt diese Debatten meist; sie verehrt Männer vereint oder unter gemeinsamem Sternbild, die nur für sich geliebt oder etwa als Vorbild dienen können. Es soll nicht heißen Platon *und* Aristoteles, sondern Platon *oder* Aristoteles, nicht der Heilige Hieronymus *und* der Heilige Augustinus, sondern Hieronymus *oder* Augustinus, nicht Erasmus *und* Luther, sondern Erasmus *oder* Luther, nicht Montesquieu *und* Rousseau, sondern Montesquieu *oder* Rousseau. Die Menschen können sich niemals für einen dieser Monologe entscheiden, alle Jahrhunderte fließt jede Liebe in der Erinnerung an sie zusammen. Doch will Gott die irdischen Wahrheiten vielleicht gerade dadurch demütigen, daß mit der Zeit jeder vor der Nachwelt recht hat.

In der Familie gab es auch ein Bildnis des Erasmus. Es hing in einer anderen Stadt, als ob es den Friedenstörer, der in die Werkstatt einbrach, selbst inmitten den fernen Berge Siebenbürgens meiden wollte. Das Bildnis hing in einem gewölbten, überfüllten Zimmer, über einem mit Schnitzwerk verzierten Sofa. Es war das Gemälde Holbeins: das Baseler Brustbild. Erasmus steht mit erhobenem Haupt vor einem Schreibpult, unter den Lidern strahlt das regungslose, angespannte Denken selbst auf das Papier.

Das Modell ist ein weitsichtiger, alternder Mann, etwa siebenundfünfzig Jahre alt. Ein eingefallenes, kränkliches, aber gepflegtes Gesicht, auf dem die Hoffnung auf Weltverbesserung fast unmerklich erlosch. Die Nase ist groß, wachsam, klug und freundlich, der Mund schmal, fein aber bissig. Von den Gnadendebatten bis zur Osmanengefahr nahm dieser Mann an allen großen Zeitfragen gewissenhaft teil, und dennoch ist etwas Abweisendes in seinem Wesen. Sanft lächelnd hält er den Betrachter fern.

Worüber mochten wohl Maler und Modell in den Stunden des Beisammenseins gesprochen haben? Als mir später einmal eine Kopie des Bildnisses in die Hände gelangte, erdachte ich Gespräche daran. In dieser Zeit arbeitete Erasmus an seinen Bibelausgaben. Das Bild paßt gut zur Arbeit. Der junge Maler kennt sein alterndes Modell; er malt nicht nur den gelehrten Schriftsteller und internationalen Korrespondenten, sondern auch den guten Christen, den lächelnden Nachfolger Jesu, diesen seltenen und leicht ausstrahlenden Menschentypus. Ab und zu füllt Erasmus sein Glas mit Burgunder, wendet sich dann mit müden, geröteten Lidern dem jungen Augsburger zu und bedeutet ihm, daß die Natur keine Tugend kenne, daß Natur nur in der antiken Philosophie heiter, vernünftig und befolgenswert sei. Übrigens sei die Natur eine schlechte Einbläserin: sie flüstere dem Menschen Sünde, Schaden und Torheit zu.

— Du weißt es ja. Du hast »Das Lob der Torheit« mit Bildern geschmückt.

— Und dies? Ist das nicht auch ein Werk der Natur? — fragt Holbein und deutet mit dem Pinsel auf die Meisterwerke der Druckerei Frobenius.

— Nein mein Sohn, das kommt nicht von ihr. Ich bin Christ genug, um es nicht zu glauben. Nur die Alten glaubten, die Kultur entspringe der Natur. Wir aber schaffen sie ihr zum Trotz, mit gewaltiger Kraftanstrengung, und zum Ärger der Menschen. Dir und mir macht diese Anstrengung Freude, andere werden durch sie meist nur gereizt. Und da es der Zerstörer so viel, der Schaffenden aber so wenig gibt, ist die Kultur ein zerbrechliches Ding wie eine Eischale, so sehr wir uns auch um sie bemühen. Du glaubst dies noch nicht. Ich habe Gewaltiges geleistet wie ein Herkules, doch steckt die Welt voll keulenschwingender Herkulesse anderer Art. Menschen unserer Art gebiert die Natur unter Qualen, sie aber erstehen im Nu und in Scharen. Deine Bilder werden ebenso wenig verschont, wie meine Bücher. Allein Bücher kann man auf Dachböden, in Kisten und im Sattel verbergen, sie werden abgeschrieben, heute sogar vervielfältigt. Bilder aber werden in Stücke zerrissen, und die Statue Apolls ins Meer geworfen. Daher fürchte ich jede Veränderung. Ertrage die Welt, wie sie ist, oder suche sie nur mit Vorsicht zu bessern. Dies wollte ich.

— Das sind heidnische Worte.

— Nein, das sind keine heidnischen Worte. Die Heiden waren nie so hoffnungslos. Du sollst mich nicht als Stoiker oder Epikuräer darstellen, denn diese glaubten an die Vernunft, selbst wenn sie den Menschen verachteten. Male mich nur als Christen, der niemandem zürnt, aber sich von dieser Welt fortseht. Das ist der wahre Erasmus.

Holbein stellte ihn in der Tat so dar. Auch er lebt in dieser Zeit unter Humanisten. Denn Basel verfeinert sich fieberhaft; Erasmus, Beatus Rhenanus, Amerbach, Frobenius durchlüften die Stadt im Rheinwinkel.

Sie machen sich über die Pfaffen lustig, sind etwas revolutionär und kokettieren stark mit dem neuen Glauben. Eine alte Geschichte. Sie liebäugeln mit dem, vor dem sie später die Flucht ergreifen und verspotten, was ihnen später Zuflucht gewähren soll. Der junge Maler führt ein bewegtes Leben, heiratet und bald wird ihm eine hohe Auszeichnung zuteil. Mit dem Empfehlungsschreiben Erasmus' zieht er nach England, dem Land der lustigen Weiber, der kultivierten Piraten und der griechisch Gebildeten. Dieses Empfehlungsschreiben ist eine Auszeichnung, denn gerührt, fast ehrfurchtsvoll gedenkt Erasmus dieses Landes, wo den scharfsinnigen Mönch der Ernst des Evangeliums durchdrang. Der Maler lebt zwei Jahre auf der Insel, wo ihn der Freund Erasmus', Thomas Morus, fördert. Als er nach Basel zurückkehrt, ist die geistige Insel bereits aufgelöst, die Freunde verabschieden sich, der Wind treibt der Stadt Funken und Aschenregen zu. Die Welt lodert. Die Saat ist reif und die blutigen Köpfe der Ähren wogen. Ein Riese steht mitten drinn: in schwarzem Gewand schwingt er seine Sense mit geweiteter Brust. Es ist Luther. Die eigentlichen Säemänner aber, die Humanisten, verbergen ihr Antlitz traurig und verletzt. Erasmus flüchtet weiter, in unheilverkündender, düsterer Ruhe betrachtet ihn das Volk von der Brücke und dem Ufer, wie er fröstelnd in seine Pelze gehüllt die Rheinbarke besteigt. Frobenius ist tot, Amerbach verbannt, der neue Glaube räumt die Kirchen aus. »Der Griechen Weisheit ist gar viehisch«, sagt Luther und der Baseler Oecolampadius setzt hinzu: »Daß alle Gott verfluche, die Bilder malen.« Die Stadt wurde fremd, vielleicht auch die Frau. Holbein findet sich nicht mehr zurecht, denkt an das glückliche England, verläßt eines schönen Tages seine Familie wieder und kehrt zu seinen Modellen von edlem Geblüt zurück.

Doch hier erwartet ihn eine Überraschung. Die Revolution übersetzt auch nach England, der König selbst ist ihr Quartiermeister. Der König ist Revolutionär, die Herren und die hohe Geistlichkeit — die Gönner Holbeins — nicht. Am liebsten möchten sie von ihrem Amt gleich absdanken, doch hieße dies zugleich auf den eigenen Kopf verzichten. Die abgeschlagenen Köpfe trockneten an langen Stangen auf einem Tor der Steinbrücke von London. Auch Holbeins Gönner, die größten Köpfe der Insel, Erzbischöfe, Kämmerer und Minister, kamen alle der Reihe nach hieher.

Der Künstler schweigt, muß schweigen: er ist der Hofmaler. Bald aber trifft es auch ihn. Die Herren verfallen dem Henker, er der Pest. Jeder stirbt nach seinem Stande. Sein Grab ist verschollen.

Holbein starb allein, aber die Familie blühte auch vaterlos weiter. Noch sollte der Baum ein farbenvolles, eigenartiges Blatt treiben. Es war dies Franz von Holbein, der abenteuerliche Sohn der Zeit Casanovas, Schriftsteller, Opersänger, Freund von Schauspielerinnen, Erfinder des Harfenklaviers, Theaterdirektor in Hannover und unmittelbarer Vorgänger Laubes im Burgtheater. Zu seiner Zeit bestürmten die Tendenzdramen der Jungdeutschen die Tore des Theaters. In seinen Erinnerungen klagt er, daß er den Jungen zu höfisch gewesen sei, wogegen die Zensur wegen der übermütigen Dramatiker ihn schinden wollte. Seine beiden Söhne waren Offiziere. Der eine kam nach 1849 nach Ungarn, und heiratete meine Urgroßtante. Einmal stürzte er vom Pferd, brach das Bein und trat in den Dienst der Staatseisenbahnen, wo er tiefgekränkt, schlank und

hinkend an dem Bahnhof von Medgyes dirigierte. Er war es, der Erasmus über das Plüschsofa hängte. Irgendwie gehörte dieser doch zur Familie, da er dem Ahnen das Empfehlungsschreiben gab. Onkel Ferri aber (er schrieb seinen Namen mit doppeltem r, um den Reitergeist wenigstens in der Rechtschreibung zu wahren) — schätzte einen bestirnten Ochsenkopf weit höher, als den hochberühmten Freund. Es war aber in der Tat ein prächtiger Ochsenkopf, mit abstehenden Ohren, einem Ring in der Nase und einem Stern zwischen den beiden gerillten Hörnern. Es war das Wappen Hans Holbeins. Das Abbild des prächtigen Tieres erschien bald auf sämtlichen Gegenständen, auf ledernen Zigarrenetuis, Silberlöffeln, emaillierten Zigarettendosen, Briefpapier, Visitenkarten, Briefaufschneidern, kurz auf allen denkbaren Metall- und Papieroberflächen. Onkel Ferri ließ auch ein winziges Petschaft aus Gummi anfertigen, um das Symbol des Evangelisten Lukas in aller Welt wirksamer zu verbreiten.

Er starb in ehrenwerter Armut, da dies die erste Untertanenpflicht der Beamten und Offiziere Franz Josefs war. Diese Pflicht aber war ziemlich leicht zu erfüllen. Er starb 1917, als letztes Glied seines Stammes, wie es in der Todesanzeige steht. Nach kurzem hin und her kam der »intellektuelle« Teil seines Nachlasses zu mir : er bestand aus »Holbeins sämtlichen Gemälden« — Reproduktionen in einem Band — dem ovalen Bildnis und den handschriftlichen Erinnerungen des Burgtheaterdirektors und einem Biedermeier-Album aus dessen Jahren in Hannover. Nun sind sie hier um mich herum an der Wand und auf den Bücherregalen. Das alte Daguerrotyp blickt betroffen in die Welt. Es hat auch Grund dazu : der Weg von der Zeit Grillparzers und Castellis zur kleinen Pester Wohnung war lang genug. Zur Beruhigung erzähle ich ihm dann immer, daß auch ein Enkel Schillers in ungarischem Boden, in Pápa beerdigt ist. Die Posaunen der letzten Versammlung von Josafat wird man wohl überall gleich vernehmen.

Mein Großvater mütterlicherseits war Gymnasiallehrer. Richtiger gesagt nahm er zu dem Lehrstand Zuflucht, denn vorher war er Rechtsanwaltskandidat. Als einmal die Lokalbank die Kuh eines Bauern versteigern ließ, vertrat mein Großvater die Bank. Doch bloß zu Beginn der Versteigerung. Später fing er an mit der Bauernfamilie um die Wette zu flennen, machte Kehrt, fuhr in die Stadt zurück, warf sein Diplom zu Boden und begab sich nach Breslau, um Philosophie zu studieren. Die Familie hätte gewünscht, die Tränen wären ihm erst nach den Versteigerungen gekommen.

Alldies geschah um die Zeit des Ausgleichs mit Österreich. Noch rauchte das Schlachtfeld von Sedan, noch war das Reich kaum einige Jahre alt. Die Erinnerung dieses bismarckschen Reiches sickerte über meinen Großvater auch in meine Kindheit ein. Denn das Kind eignet sich die Erinnerungen der Erwachsenen genau so an wie ihre Worte. Gefallen sie ihm, so sind sie schon sein Eigentum. Auf diese rätselhafte Weise wurde ich selbst Augenzeuge dessen, wie Bismarck mit heiterem Brummen die Lutsche in den Mund des riesigen Säuglings steckte. Ich brauche nur etwas an meinen Erinnerungen zu rütteln und schon drängen sich blinkende Bilder an die Oberfläche. Wilhelm I. besichtigt das Schlachtfeld, Menzel malt die Weltausstellung, Fontane lustwandelt mit überworfenem Mantel

an der Spree, Storm irrt in einem Dorffriedhof umher, Liliencron plaudert mit seinem Burschen, Mommsen biegt gerade zur Universität ein. Woher ich das alles weiß? Bestimmt nicht aus Büchern. Zu den aufblitzenden Erinnerungen fand ich später Namen und Personen. Die Bilder selbst aber, die Zimmerecken, die verrauchten Ziegelhäuser, die bewölkten Landschaften, die beflaggten Märkte leuchten seit alters her in mir, unbemerkt gewann ich sie an der Seite meines Großvaters.

Das junge Reich blendete den alten Herrn für die Dauer seines ganzen Lebens. Und die Fänger der Bewunderung griffen auch zu Hause neue Namen aus dem Raum auf. Namen wie Röntgen, Behring, Zeppelin, Koch flogen herüber. Die Zeitung meldete immer wieder neue Sedanschlachten, die der Schwindsucht, Diphterie und Luftfahrt. »Wer war Mommsen?« — fragte ich einmal. (Sein Name glänzte im Bücherschrank.) Großvater las in der Zeitung, das Blatt erzitterte in seiner Hand. »Ein Geschichtsforscher« — antwortete er zögernd. Vor Ehrfurcht konnte er nicht mehr sagen. Doch hätte er am liebsten wohl schon die Frage selbst verbessert. »Wer war der Heilige Mommsen?« — so hätte ich fragen sollen.

Die Franzosen erledigte er mit einer Handbewegung. Dann brach der erste Weltkrieg aus, in den Ardennen floß das Blut in Strömen. »Kein Gegner« — meinte Großvater. Jahre vergingen, Verdun kam, die deutschen Blätter gedachten der deutschen und französischen Helden. Großvater legte die Zeitung aus der Hand und begann zu weinen, wie einst bei der Versteigerung. Solange er lebte, versuchte er nun nicht mehr zwischen den Menschen zu rechten.

Er besaß einen Bücherschrank, in dem er seine Breslauer Erwerbungen verwahrte. Er war ein armer Student, daher kam in seinem Ranzen ein dürrer, verschlissener Goethe nach Hause. Die Buchstaben waren knorrig, stämmig und pechschwarz, schon beim Anblick verging einem die Lust zu den Küssen von Marienbad und den Umarmungen von Rom. Doch gab es unter den zwerghaften Plebeiern auch einige stattliche römische Senatoren. Es waren dies Bücher seines Schwiegervaters, — meines Urgroßvaters mütterlicherseits — zweisprachige Horaz- und Vergil-Ausgaben, Lederbände, Meisterwerke des Leipziger Empire, Übersetzungen von Wieland und Voß. Die Zeit beizte in sie einen sonderbaren, herben Duft, vielleicht lagen sie irgendwo in einem Tabaksieb, möglich aber auch, daß die Zeit selbst einen feinen, jungfräulichen Duft hat, der unseren abgestumpften Sinnen entgeht, den aber die Dinge andächtig an sich ziehn und in verdichteter Form bewahren. Dann spüren ihn selbst wir.

Zuerst lockte mich nur dieser Geruch. Die scharfen Betäubungsmittel des Erwachsenen haben gewöhnlich einen solchen harmlosen, herben Duft zum Vorläufer; der nervöse Mann riecht als Kind an Kissen, und schnüffelt vor dem Einschlafen an leeren Schächtelchen und Tigeln. Zum zweiten Male ließen mich Schulsorgen diese Bücher entdecken. Sie halfen zuweilen, in ihren Duft von Moder, Tabak und Nelke gehüllt, in einem steifen Deutsch, das etwas nach Haarpuder roch, über die dunklen Stellen der Satyren und des Georgicon hinweg. Wozu soll ich allzu bescheiden sein: Wieland und Voß, der Freund Goethes, waren meine unstatthaften Geheimschlüssel im Latein. Später gelangten sie in meine Bücherei, seit zwanzig Jahren belästigt sie auf dem offenen Pult der bewegte Wellen-

schlag der lebenden und wachsenden Bücherei, der liebevolle Duft entschwand aus ihnen, sie verjüngten sich zu geruchlosen Büchern, demokratisch verschwanden sie unter den Tausenden von römischen Gemeinbürgern. Der bescheidene großväterliche Bücherschrank aus Tannenholz, das Dörfliche der alten Bücherei, in der sie noch mit blinkend weißem Halsband, in Schnallenschuhen, und einer Reihe glänzender Knöpfe am kaffeefarbenen Seidenmantel prangten, behagte ihnen mehr.

Meine Mutter besaß eine eigene Bücherei, die keineswegs klein war. Mit dieser Sammlung schwärmte das »ver sacrum«, die heilige Jugend aus dem Bienenstock des Großvaters. Meine Mutter war fortschrittlich, sie las die lebendige Literatur der Zeit. Diese Zeit aber war gerade die der Jahrhundertwende, das seichteste goldene Zeitalter der Weltgeschichte. Sudermann galt z. B. als Bienenkönigin des jungen deutschen Schwarmes. Nach dem Kriege sah ich einmal sein Arbeitszimmer in einer Geschichte der Mode abgebildet, in der es als abschreckendes Beispiel veröffentlicht wurde. Das Zimmer glich aufs Haar dem Heim eines Raubtierhändlers. Darin dürfte wohl auch jene plumpe Erzählung entstanden sein, die der Übersetzungswut meiner Mutter zum Opfer fiel.

Die Erzählung erschien in der Reihe »Billige Bücherei«; der führende ungarische Kritiker der Zeit, Paul Gyulai, übernahm das Manuskript selbst.

— Was soll das heißen bitte? — er betupfte dabei unfreundlich den weiblichen Vornamen. Schriftstellern weiblichen Geschlechts konnte der alte Herr höchstens den Weltruhm verzeihen; George Sand z. B. erhielt in der Sammlung einen geräumigen Winkel. Vor Ungarinnen aber hütete er sich. Er nahm den Bleistift, setzte nach dem Anfangsbuchstaben des Vornamens einen Punkt und strich das übrige. Noch heute steht das rätselhafte P. auf dem Titelblatt des Heftes.

Eine solche Schreibeleidenschaft reift wohl nicht über Nacht heran. Ein langes Frühjahr geht ihr voran. In unserer Familie dauerte sie über hundert Jahre. Mich stieß kein quälender Dämon in die Gefilde der Literatur; dieser plagt nur die Titanen, die größten Schaffenden. Mich führte Familienbrauch zum Schreibtisch. Ich trat zugleich zum Schreibtisch und zum Waschtisch, begann gleichzeitig zu »schreiben« und mich allein zu waschen. Vielleicht kenne ich meine Grenzen darum so genau. Ich weiß wohl, daß ein Schriftsteller meiner Art nicht mit der Wucht des Genies durchbricht, um seinem Volk als Feuersäule zu leuchten. Er nimmt die Pflicht zum Schreiben auf sich, wie der junge Goldschmied das Handwerk der Vorfahren. So nahm auch ich sie auf mich. Wäre ich zufällig Katholik, würde ich an meiner Tür das Bild des Hl. Eligius anbringen. Eligius war Bischof von Noyon, der Schutzheilige der Goldschmiede, der auf alten Stichen in vollem bischöflichen Ornat selbst in einer einfachen Werkstatt sitzend und an einem Kelch hämmernd dargestellt wird. In eine solche geistige Werkstatt wurde ich hineingeboren. Meine Kindheit knüpfte sich an zwei Orte: an die Mestergasse in Kolozsvár (Klausenburg), wo ich mit den Söhnen eines Flickschusters Räuber spielte, und an einen Schaukelstuhl, in dem ich mich zuerst in riesige Alben, später in riesige Bücher vertiefte. Stillsein war mein Tagewerk, ja meine Pflicht: neben diesem Schaukelstuhl übersetzte meine Mutter.

Später durchstöberte ich flüchtig die Vergangenheit der Familie, um dieses »Goldschmiede«-Vermächtnis zu klären. Ich begegnete müden Ärzten und erschöpften Geistlichen, die sich über den Schreibtisch beugten. Einer von ihnen begann auf einer Reise ins Szeklerland Angaben über die Szekler zu sammeln; sein Buch erschien 1832 bei Hartleben in Pest. Ein anderer beugt sich nach dem Freiheitskrieg über ein frisches Grab und schreibt die erste Biographie des sächsischen Volkserziehers und Märtyrers Stefan Ludwig Roth. Zwanzig Jahre und zwei geistige Revolutionen liegen zwischen den beiden Büchern.

Die zeitlosen Bücher sind dauernd in Bewegung, immer wieder treibt der Sturm über ihren Wellen dahin, gierig verschlingen sie den Sauerstoff und aus ihren schäumenden Tiefen erstehen stets neue Sirenen als ewige Verführer . . . Die kleinen Bücher aber werden mit der Zeit still. Das tote Meerauge wirft seine einstigen Bewohner wie erstarrte Zeitideen ans Ufer. So taten es auch diese zwei Bücher.

Göttingen gibt noch der gelehrten Volkskunde der Szekler Anregung, ein Magnet aus Göttingen lenkt den Schriftsteller. Er heißt Schlözer. Aus der Ferne bestimmt er die Richtung der Aufklärung bei Ungarn und Sachsen, aus seinem Krug wird Opferwein auf den Altar der »siebenbürgischen Heimat« und der Volksverbrüderung gegossen. Das andere nährte ein stärkeres Feuer. Die Flamme der sprachlichen Romantik, des Sprachkampfes lodert darunter. Die Bücher der beiden Verwandten sind zwei Extreme, gehören aber in ihrer Gegensätzlichkeit dennoch zusammen, da sie die beiden Enden eines Traumes darstellen: den rationalistischen seligen Beginn und das blutige, romantische Ende. Jenen schönen Morgen, an dem der Arzt in Medgyes in den Gesetzen des Szekler Brudervolkes aufgeht und jenen traurigen Sonnenuntergang, bei dem der Pastor in Baromlak sich auf sein Dorf zurückzieht und von dem Brudervolk die zwischen ihnen liegende Leiche, den Märtyrer der Muttersprache zurückfordert.

Dies sind die deutschen Erinnerungen meiner Jugend. Jahre vergingen, der Weltkrieg dauerte noch. Eines Tages zogen deutsche Soldaten vom Bahnhof in Kolozsvár in eine Kaserne. Es war ein bayrisches Regiment, das in den Karpatenkämpfen abgelöst wurde. Ein Riese mit weißem Gesicht und rotem Bart marschierte an der Spitze. Ich mochte wohl an diesen Mann gedacht haben, als ich die Szene um die Mitte der zwanziger Jahre einem bayrischen Freund erzählte. Er war ein liebenswürdiger Junge mit rundem Gesicht; von ihm erfuhr ich, daß das Modell des Stahlhelmes einer Zeichnung unseres »gemeinsamen« Künstlers, Albrecht Dürer entnommen wurde.

— Wann war der Durchzug? — fragte er mit gesenktem Blick.

Ich konnte mich ziemlich genau an den Zeitpunkt erinnern.

— Dann dürfte wohl auch mein armer Vater unter ihnen gewesen sein, — antwortete er still.

DESIDER KOSZTOLÁNYI

VON ALADÁR SCHÖPFLIN

Dem Namen Kosztolányis begegnete ich zum ersten Mal in der Wochenschrift »Magyar Szemle« (»Ungarische Rundschau«). Ursprünglich leitete das Blatt der katholische Priester Josef Kaposy, Präsident der St. Stephans-Gesellschaft, ein biederer Ungar. in streng konservativ-katholischem Geist, doch gab er darin auch der Jugend stets gerne Raum. So manchem der später zu Ruhm und Ehre gelangten jungen Talente erschloß er den Weg zur Öffentlichkeit. Später zog sich Kaposy zurück und überließ seinen Platz einem anderen katholischen Priester, Josef Gergely, der die Zeitschrift modernisierte, ihr Äußeres umgestaltete, ihre Spalten den Jungen der gärenden ungarischen Dichtung eröffnete und auf dem Gebiet der Literatur, der bildenden Künste und der Schauspielkunst einen kampf lustigen Ton einführte. Hier traten Alexander Hevesi und Ladislaus Márkus für die Erneuerung des Bühnenstils gegenüber dem alten, deklamierenden Stil in die Schranken, andere wieder brachen für den damals in Ungarn noch unbekanntem Impressionismus in der Malerei die Lanze. Ihnen schloß sich auch der junge Kosztolányi an, der eben die Universität verlassen hatte.

Die Mitarbeiter des Blattes und ihr Freundeskreis kamen jeden Abend im Café Baross zusammen. Auch ich pflegte dieses Kaffeehaus zu besuchen, allerdings mit einer anderen Gesellschaft. Da fiel mir ein hochgewachsener junger Mann mit flatterndem Haar und etwas ungepflegter Kleidung auf, dem man es von weitem ansah, daß er ein Dichter oder irgend ein Künstler anderer Art ist. Er sprach laut und rasch, debattierte über Literatur und besaß allem Anschein nach unter seinen Genossen bereits Ansehen, denn sie hörten ihm gerne zu. Ich saß mit meinen Freunden etwas weiter entfernt, verstand daher nicht, was er sprach, nur zuweilen klangen Namen französischer Dichter, Verlaine, Baudelaire und anderer — damals die Ideale der jungen ungarischen Dichtergeneration — an mein Ohr. Ich erkundigte mich beim Kellner, wer dieser Jüngling sei, und erfuhr, daß er Desider Kosztolányi heiße und Journalist sei. Kurz darauf las ich seinen Namen unter einer, mit überschwinglicher Bewunderung und auffallender sachlicher Beschlagenheit geschriebenen Studie über den französischen Dichter Leconte de Lisle. Bald erschien auch Kosztolányis Gedichtsammlung »Zwischen vier Mauern«, über die ich in der »Vasárnapi Ujság« (»Sonntagszeitung«) eine anerkennende, kurze Besprechung schrieb. Nun erschien der junge Dichter selbst in der Redaktion, um sich vorzustellen; damit begann unsere persönliche Bekanntschaft.

Er war ein junger Mann von einnehmendem Äußeren; man hätte ihn schön nennen können, wäre er etwas gepflegter gewesen. Seine ganze Erscheinung verriet den Bohemien: das dicke Haar, das ihm in die Augen hing, der weite Kragenmantel, der zerdrückte Hut in der Hand,

sein ausgefranztes Beinkleid, an dem ein Hosenbein stets kürzer war als das andere und seine Schuhe, denen man es ansah, daß sie nicht jeden Tag sorgfältig geputzt wurden. Unter den damaligen jungen ungarischen Dichtern galt »Boheme« fast als verpflichtend, sorgfältige Kleidung erweckte den Verdacht, man sei nicht begabt. Kosztolányi sah man freilich die Begabung gleich an. Fast möchte man sagen, das Talent habe einen eigenen Duft, den man als besonderes Kennzeichen auf den ersten Blick spürt.

Von dieser Zeit an trafen wir uns zuweilen seltener, dann wieder häufiger. Kosztolányi brachte von Zeit zu Zeit ein Gedicht für die Sonntagszeitung und wir plauderten über literarische Dinge, auch davon, daß er die Staatsprüfung für Lehrer höherer Schulen bestehen möchte, woraus selbstverständlich niemals etwas wurde.

Er war ein junger Mann von lebhaftem Temperament und redete etwas ratschend. Stets sprach er von Literatur. Von den älteren, konservativen Dichtern hatte er eine üble Meinung, umsomehr war er sich seines eigenen Talentes bewußt; etwas Großtuerisches war in seinem Wesen, was aber niemals widerwärtig wirkte. Ich, der doch viel älter und gesetzter war, lächelte nur über ihn, doch lauschte ich ihm gerne. Allmählich schlifft sich diese Großtuererei ab; man tut eben nur so lange groß, solange man noch jung ist, sich die Anerkennung erkämpfen muß und um jeden Preis den Beweis erbringen will, daß man das Recht hat, von sich etwas Großes zu erwarten.

Die damaligen jungen Dichter durchwachten fast ausnahmslos die Nächte. Jeder hatte in dem einen oder anderen der Kaffeehäuser seinen Stammtisch, denn in jedem der bekannteren Cafés gab es einen Schriftstellertisch, wo die Literaten ihre Köpfe zusammensteckten, ihre Werke gegenseitig besprachen, erregt die Blätter lasen, die neuerschienenen Gedichte und Novellen prüften und recht strenge Urteile fällten. Worte wie Literatur, Talent, Gitsch waren bei ihnen gang und gäbe und weh dem, den sie unbegabt fanden. Dies aber taten sie ziemlich oft! Stundenlang konnten sie über ein Gedicht debattieren, als wäre es eine himmelschreiend wichtige Angelegenheit und waren fest davon überzeugt, daß es auf weiter Welt nichts Bedeutenderes gibt, als die Literatur; es gab eben nichts anderes, was sie interessiert hätte. So saßen sie denn im Kaffeehaus und debattierten miteinander bis in den Morgen hinein, dann begleiteten sie sich gegenseitig nach Hause, und da sie das Plaudern noch immer nicht lassen konnten, gingen sie nicht selten noch Stunden lang vor der Wohnung des einen oder anderen auf und ab. Es war dies allerdings keine gesunde Art zu leben, doch steckte auch etwas Gutes darin: das Gefühl der Berufung und das Bewußtsein der Bedeutung der Literatur blieb in ihnen wach. Kam dann der junge Titan endlich dennoch in das Bett, war er nicht nur mit Nikotin und schwarzem Kaffee gesättigt, sondern auch von dem Gefühl durchdrungen, daß er zum Teilhaber einer großen Sache wurde, indem er zum Aufblühen des ungarischen Schrifttums beiträgt und hoch über dem Alltag in einer ganz anderen Atmosphäre lebt, wie die übrigen Sterblichen.

Auf diese Weise verbrachte auch Kosztolányi den größten Teil seiner Nächte. Unterdessen lernte er viel, las und widmete sich Betrachtungen; ungestüm, hitzig und voll Ungeduld entfaltete sich in ihm der Dichter. Er wurde Journalist, Mitarbeiter des »Pesti Napló«, das ein äußerst un-

populäres Blatt war, es jedoch verstand, die Besten der jungen Dichtergeneration um sich zu sammeln. Später, nachdem sich Kosztolányi verheiratet hatte, brach er mit dieser nächtlichen Lebensweise, führte ein solides, bürgerliches Leben, ging nicht mehr so oft ins Kaffeehaus, wurde fast zum Stubenhocker und arbeitete viel. Er schrieb Gedichte, Novellen, Zeitungsaufsätze, übersetzte aus dem Französischen, Englischen und Italienischen. — all dies vortrefflich. Er war ein verlässlicher Arbeiter, konnte arbeiten und liebte die Arbeit. Auch der Journalistik konnte er Interesse abgewinnen und schrieb in verschiedene Tagesblätter: »Budapesti Napló«, »Világ«, »Pesti Napló«, in seinen letzten Lebensjahren in »Pesti Hirlap«, was Journalisten eben alles zu schreiben pflegen, vom Polizeireport zum Leitartikel. Doch verleitete ihn die Journalistik nie zu einer oberflächlichen, fahrlässigen Schreibweise. Im Gegenteil: hier erst entwickelte sich sein Stil; denn obwohl er stets aus dem Stegreif schreiben mußte, war es ihm immer um die Reinheit seines Stils zu tun, um den Rhythmus seiner Sätze, der Klarheit des sprachlichen Ausdrucks. Instinktiv leitete ihn dabei das ihm angeborene Talent und bewußt bildete er seinen Stil weiter aus. So wurde er einer der bedeutendsten ungarischen Stilkünstler. Auch heute noch bin ich der Ansicht, daß Kosztolányi die vollkommenste Verkörperung des Literaten war, jenes Menschentyps, der ohne jeden Vorbehalt völlig in der Literatur aufgeht, ganz, bis in das kleinste Glied hinein von Literatur durchdrungen ist, an nichts anderem Interesse findet, und dessen große Liebe die Literatur ist, der er sämtliche Erscheinungen des Lebens unterordnet. Es ist jene Menschenart, die die Literatur nicht nur macht, sondern sie auch erlebt, ihr mit ihrem ganzen Sein, mit Leib und Seele verschrieben ist, wie immer sich auch ihr Leben gestalten möge. Im früheren ungarischen Schrifttum war aller Wahrscheinlichkeit nach Franz von Kazinczy der Vertreter dieser Menschenart.

Kosztolányi spielte gerne, aber nicht die gewohnten Spiele, Karten, Schach oder Billiard. So gut ich weiß, fesselte ihn keines von diesen. Er spielte nur Spiele, die er selbst erfand. Es waren dies Spiele einer Dichterseel, an keine Gesetze gebunden denen aber stets ein literarischer Einfall zugrunde lag: eine erdichtete Gestalt, eine Lebenslage, eine komische Hypothese, allerdings unbegründet, die man aber von dieser und jener Seite beleuchtend, ein köstliches Spiel damit treibend, hin und her drehen kann. Sein bester Spielkamerad war Friedrich Karinthy, der diese Art des Vergnügens ebenso liebte und stets voll tollster Einfälle war. An dieser oder jener Idee ergötzten sie sich wochenlang, zogen auch andere mit ins Spiel, die oft gar nicht merkten, daß sie schon mitten darin steckten. Beide verstanden es glänzend, sich gegenseitig zu necken und jeder wußte recht wohl, wie weit die Leichtgläubigkeit des anderen reichte, wann und womit man ihn fangen kann. Ihrer Phantasie, ihrem erfinderischen Geist und ihrem sprachlichen Können ließen sie freien Lauf. Sie machten sich über ihre Schriftstellerkameraden lustig und verschonten niemanden, am wenigsten natürlich sich selbst. Einmal z. B. erfanden sie einen Dichter, der niemals existierte, nannten ihn Geopardi, erdichteten ihm sogar eine Lebensbeschreibung, nach der dieser aus Australien gebürtig, englisch geschrieben hätte, frühzeitig gestorben, und erst nach seinem Tod entdeckt worden wäre u. a. m. Monate lang sprachen sie über ihn, zitierten

aus seinen angeblichen Werken, erwähnten ihn überall, wo immer sie herumkamen, in Gesellschaften und Dichterkreisen. Da gab es fast niemanden, der nicht auf den Leim gegangen wäre, sie aber lachten sich ins Fäustchen, wenn der eine oder der andere der Dichter, der stolz den Wohlunterrichteten spielte, wichtigtuerisch vorgab, die Werke Geopardis zu kennen. Sie brachten diesen auch vor die Öffentlichkeit und nannten seinen Namen in Zeitungsaufsätzen, als würde es sich von selbst verstehen, daß sein Name allgemein bekannt ist. Dieser Spaß borg tieferen Sinn: eines- teils wollten sie dadurch die menschliche Großtuererei an den Pranger stellen, die es nicht über sich bringt, ihre Unkenntnis einzugestehen; andererseits aber wollten sie den zweifelhaften Wert und das Entstehen des dichterischen Ruhmes in satyrischer Form darstellen. Der dritte im Bunde in dieser Geopardi-Angelegenheit war Michael Babits, der sich dabei köstlich amüsierte, und der eine Zeit auch mittat, alswürde er Geopardi und dessen Werke kennen. Das allgemeine Ansehen, das Babits infolge seiner bewundernswerten Kenntnis der Weltliteratur genoß, verlieh somit der heiteren Mistifikation Glaubwürdigkeit.

Auch das Wort »Halandscha« war eine Erfindung Karinthys. Mit Kosztolányi verstanden sie vortrefflich zu »halandschieren«: ungemein rasch schnurrten sie Wörter und Sätze herab, die überhaupt keinen Sinn hatten und erheiterten sich köstlich über andere, die mit Gesichtern zu hörten, als verständen sie alles. Diese Spiele hatten stets einen tieferen, entweder philosophischen oder satyrischen Sinn und leiteten die Gereiztheit ihrer Nerven ab.

Karinthy war Kosztolányis vertrautester Freund, mit dem er im besten Einvernehmen am öftesten beisammen war. Man glaubte, Kosztolányi hätte eigentlich nicht viel für Humor übrig, obwohl er es liebte, heiter zu sein. In der Gesellschaft Karinthys stellte es sich dann heraus, daß er dennoch Sinn für Humor hatte und dabei kam dann das ewig Kindliche seines Wesens zum Vorschein: er mischte Spiel und ernste Wirklichkeit kunterbunt durcheinander und ergötzte sich nicht nur über die Sonderbarkeiten anderer köstlich, sondern auch über die eigenen.

Wie ich bereits erwähnte, arbeitete Kosztolányi recht viel. Doch war er auch darauf angewiesen, es zu tun, denn er war arm und besaß nichts anderes, als seine Feder. Bis zu seinen letzten Jahren bezahlten ihn die Verleger nicht am besten. Unter seinen Werken hatte nur der Band »Klagen eines kleinen Kindes« einen bedeutenden Büchererfolg zu verzeichnen. Da mußte er denn allerlei Arbeiten auf sich nehmen, um Geld zu verdienen. Erst nach dem ersten Weltkrieg brachte er es so weit, daß er nicht mehr in Redaktionen, sondern in aller Behaglichkeit zu Hause, in seinem mit Büchern vollgepreßten Arbeitszimmer arbeiten konnte. Immer mußte er sich der Journalistik widmen, und erst nach seinem Tode erkannte man, was bis dahin nur die Eingeweihten wußten, daß seine journalistische Arbeiten, vor allem die aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, auch schriftstellerisch hervorragende Leistungen sind.

Kosztolányi liebte die Geselligkeit, aber nur die Gesellschaft seinesgleichen; unter Fremden fühlte er sich nur selten wohl, gewöhnlich war er befangen. Auch in der Gesellschaft von Ärzten fühlte er sich heimisch, denn ärztliche Fragen interessierten ihn ungemein. Schon als Studierender der Philosophie besuchte er zuweilen mit seinem Bruder, der Mediziner

war, die Kliniken. Als Laie eignete er sich manche medizinische Kenntnisse an und liebte es, sich mit ärztlichen Problemen auseinanderzusetzen.

Unter seinen Medizinerfreunden befanden sich auch einige Psychoanalytiker, deren Gesellschaft er besonders liebte. Er glaubte unerschütterlich an die Psychoanalyse und wandte diese selbst in seinem privaten Leben bei der Erziehung seines Sohnes an. Seine psychoanalytischen Kenntnisse gereichten ihm auch bei seinen Romanen und Novellen zum Nutzen; immer wieder merkt man bei der Darstellung seiner Gestalten Kenntnisse in dieser Richtung. Manche seiner Novellen erwecken sogar den Eindruck, als wären sie Veranschaulichungen eines psychoanalytischen Satzes. Den Selbstmord des kleinen Dienstmädchens in seinem Roman »Anna Édes« kann nur der restlos verstehen, der eine Ahnung von der Psychoanalyse hat. Eigentlich steckte auch in diesem lebhaften Interesse für ärztliche Fragen die Lust am Spiel, vor allem aber intellektuelle Neugier. Er liebte es, in das Leben und die Rätsel der Natur Einblick zu gewinnen, deren nur geahnte Geheimnisse seine Phantasie reizten; außerdem war in ihm auch das Verlangen nach Experimentieren lebhaft.

Schon zu seinen Lebzeiten war sein Einfluß auf die Dichtergeneration der Zeit von Bedeutung, gelangte aber nicht in die breiteren Schichten des Publikums. Richtig anerkannt wurde er erst nach seinem Tode. Sonderbarerweise aber waren es nicht die großen Dichtungen, die er mit vollem Ehrgeiz schrieb, denen er seinen Ruhm verdankte, sondern die kleinen Aufsätze in Tagesblättern, in denen er seine Gedanken über das Leben und seine Stellungnahme zur Welt zum Ausdruck brachte. Vor allem diese waren es, die ungemeines Interesse erweckten und die Aufmerksamkeit des Publikums auch auf seine anderen, größeren Werke lenkten. Diese Berühmtheit nach dem Tode ist ein bemerkenswerter Beitrag zur Psychologie der menschlichen Seele. Auch Kosztolányi mußte — gleich vielen anderen, großen ungarischen Geistern — zuerst sterben, damit seine Größe richtig erkannt und anerkannt werde.

Welche fürchterliche Qualen er in seiner schweren Krankheit erleiden mußte, ist dem europäischen Publikum im großen und ganzen bekannt. Denn er litt nicht so sehr körperlich, als seelisch. Er hatte eine unsägliche Angst vor dem Tod. Als ich ihn mit Babits zum letzten Mal im Krankenhaus besuchte, konnte er kaum mehr sprechen. Herzerreißend war sein Flehen, wir mögen doch etwas tun, damit er am Leben bleibe, ihm helfen, da er noch leben möchte. Er liebte das Leben und es war erschütternd, wie er daran selbst unter den furchtbarsten Qualen festhielt.

Es ist eine tragische Fügung des Schicksals, daß Kosztolányi und Babits, die ihre Dichterlaufbahn gleichzeitig begannen, deren Leben parallel verlief, die miteinander wetteifernd arbeiteten, eines ähnlichen Todes sterben mußten, unter den furchtbarsten Schmerzen, kurz hintereinander. Beide fielen dem Krebs zum Opfer; Babits hatte Kehlenkrebs, Kosztolányi erlag dem Mundkrebs, und beide mußten die äußersten Grenzen menschlichen Leidens kennen lernen.

Nun, da diese beiden großen ungarischen Lyriker nicht mehr sind, ist ihr Einfluß stets im Wachsen begriffen. Heute wissen wir sie mehr zu schätzen und erwähnen sie öfter. Beide wurden erst wahrhaft groß, seitdem sie nicht mehr unter uns weilen.

ZUR GESCHICHTE DER LANDSCHAFT UND PFLANZENWELT UNGARNS

VON LUDWIG SOÓ von BERE

Das ehemalige Ungarn, dieses wunderbare, abwechslungsreiche Land der Karpaten und des pannonischen Beckens vereinigte innerhalb der tausendjährigen Grenzen sämtliche Landschaftstypen Europas von den mit immergrünen Hartlaubgebüschten bedeckten Abhängen des sonnigen, felsigen Gestades am Quarnero bis zu den nur im Hochsommer schneefreien Gipfeln der Tatra und der siebenbürgischen Hochgebirge, wo die großen, farbigen Blumen der alpinen Tundra blühen. An den Höhen und Abhängen der Mittelgebirge, in den Tälern und auf der Ebene gedeihen Laubwälder, in den Karpaten rauschen, wie im Alpenvorland und in den Dinariden düstere Nadelwälder. Die typische Waldsteppenlandschaft des Alföld und des siebenbürgischen Mezőség verwandelte sich in eine Kultursteppe, in der mit den Resten der einstigen ausgedehnten Hain- und Auenwälder halbwüstenähnliche Alkalisteppe abwechseln. Tundra, Nadelwald, Laubwald, Waldsteppe mit Halbwüstenflecken, Kulturland und immergrüne Vegetation, alles vereinigt sich in der vollkommensten geographischen Einheit der Erde, in dem von den Karpaten umsäumten ungarischen Lande.

Das *Alföld* ist heute im ganzen ein Kulturgebiet (93,7 v. H. des Landes steht in landwirtschaftlicher Kultur), sein letztes natürliches Bild war das der *Waldsteppe*, in der bei halbfeuchtem-halbtrockenem Übergangsklima Wälder, Moore und Steppen, je nach dem Grundwasserstand, bestehen konnten. Das forstliche Problem des Alföld ist vor allem eine kulturgeschichtliche Frage, heute zunächst eine Grundwasserfrage; seine gegenwärtige Waldlosigkeit wird weder durch sein Klima, noch durch seinen Boden erklärt. Wenn der Wasserhaushalt des Bodens günstig ist, d. h. wenn die Baumwurzeln das Grundwasser erreichen können und der Boden von schädlichen löslichen Salzen, den Alkaliverbindungen (wie Soda, Glaubersalz, Natriumhydrosilikate u. a. m.) frei ist, so können Wälder auf Sand, Löß und alluvialen Böden der einstigen Überschwemmungsgebiete gleich gut gedeihen. Die im Tieflande heute noch grünenden schönen Eichenwälder und die Erfolge der Waldkultur zeigen, daß die klimatischen Kräfte für das Pflanzenleben in ihrer Gesamtheit trotz sommerlicher Trockenperioden und mancher anderen ungünstigen Klimaverhältnisse (z. B. Spätfröste) dennoch günstig sind.

Wäre das heutige Klima im mittleren Teil des Alföld waldfeindlich, da es sich größtenteils um Überschwemmungsgebiete handelt, so würden hier die Grundwasserverhältnisse, die Lößbrücken ausgenommen, den Baumwuchs ermöglichen. Es gibt daher im Tiefland keine untere (innere) Wald- oder Baumgrenze, wie dies manche Geographen noch immer be-

haupten wollen, sondern das ganze Tiefland gehört der Eichenzone, dem Klimaxgebiet der Steppenwälder an. Die heutigen Steppen sind entweder edaphisch-physiographischer Natur (auf Flugsand oder Sodaböden), oder historischen Ursprungs. Aber auch Flugsandsteppen, ja selbst Sodaböden der — durch den infolge Entwaldung eingetretenen Anstieg des Grundwassers versumpften — Niederungen der Sandhügelgebiete konnten erst in historischer Zeit, durch Waldabtrieb entstehen. Man muß bedenken, daß auch die nordwestdeutsche Heide und die nordostdeutschen Flugsanddünen Erzeugnisse menschlicher Einwirkung sind.

Am Ende der Tertiärzeit herrschte auf dem Gebiet des heutigen Ungarn eine dem warmgemäßigten Klima entsprechende, der heutigen in vieler Hinsicht ähnliche Vegetation. Die Eiszeiten des Pleistozäns vernichteten die Reste der früheren subtropischen Vegetation im Tieflande, nur einige Arten der Warmquellen (Thermen) wie die weltberühmte Lotusblume des Nils bei Nagyvárad (Püspökfürdő) konnten die ungünstigen Zeiten überleben.

Die diluviale Eiszeit umfaßt bekanntlich den wiederholten Wechsel der Ausbreitung und Zurückziehung der nordeuropäisch-arktischen Eisdecke sowie der Gletscher der mitteleuropäischen Gebirge. Ungarn bzw. der innere Karpatenraum war ein eisfreies, periglaziales Gebiet. Das Klima der glazialen Zeiten war kalttrocken, wie heute in dem arktischen Tundra-gebiet. Für die glazialen Perioden mit Löß- und Sandablagerung und äolischer Auffüllung wird in Mitteleuropa im allgemeinen eine arktisch-alpine Tundravegetation angenommen. Vielleicht herrschte in den Zeiten der Kätemaxima auch in Mittelungarn eine trockenkalte, subarktische Steppenvegetation; das Vorhandensein einer wirklichen Tundraflora ist unbewiesen. Die fossilen Hölzer bei Kiskunfélegyháza, Kecskemét und Szeged — Tanne, Lärche, Zirbel und Bergkiefer — sowie die Pollenbestimmungen aus quartären Torfablagerungen und Lehmschichten weisen auf nasses, kühles Klima, das dem subalpinen oder subarktischen entspricht.

Die mehrfach wiederholte Zurückziehung der Eisdecke schuf abermals günstige Lebensbedingungen. In den interglazialen Zeitaltern gab es auch den heutigen gegenüber wärmere, fast subtropische Jahrtausende, in denen Mitteleuropa die immergrünen, wärmeliebenden Pflanzenarten wieder bevölkerten, doch kehrten diese nach jeder neuen Vereisung in stets geringerer Zahl zurück, so daß heute in Ungarn nur wenige Boten der tertiären immergrünen Pflanzenwelt gedeihen; solche sind die Kastanie, der Nußbaum, immergrüne Sträucher, wie das Geißblatt, die Wunderbeeren, der Efeu und zahlreiche Blütenpflanzen.

Die mikroskopischen Untersuchungen der vorgeschichtlichen Holzkohlen aus den Höhlen des ungarischen Mittelgebirges, ferner die bereits erwähnten Funde im Tieflande lieferten wertvolle Beweise dafür, was für ein Klima und welche Vegetation in den letzten (sog. Würm) Eiszeiten sowie in den Interstadialen dieser herrschte.

In der letzten interglazialen Zeit lebte im Ungarischen Mittelgebirge ein wärmeliebender Laubwald, der ungefähr dem heutigen Vegetationsbild der wärmeren Abhänge entspricht. Dies fällt in den Beginn der älteren Steinzeit Ungarns (sog. Früh-Mousterien). Das Maximum der vorletzten Periode wird durch Zirbel, Lärche und Bergkiefer bezeichnet (Spät-Mou-

sterien). In den späteren, wieder wärmeren Jahrtausenden verschwinden die subarktischen Bäume; es herrschen die Kiefer und einige Laubbäume, in der Zeit der Kultur Aurignacien. Die Aufeinanderfolge von Kiefer und Lärche aus dem Solutréen deutet auf neuere Abkühlung; gleichaltrig ist vielleicht auch der Arven-Lärchenwald des Alföld. Die Periode des letzten, mäßigen baltischen Eisvorstosses ist durch Überreste von Lärchen und Moorkiefern vertreten; wohl desselben Alters sind auch die aus der Umgebung von Szeged bekannten Nadelwälder, also Magdalenien.

Auf Grund dieser Angaben kann man Klima-, Vegetations- und Ablagerungswechsel in der Eiszeit auch im Alföld vorstellen. So lagerten in den Glazialen mit trockenkaltem Klima Löß und Sand ab, zu Beginn der Interglazialen, in gemäßigt feuchtem Klima mit warmen Sommern, blauer Ton und Sand. Dagegen hörte die Ablagerung in der Mitte des Interglazials auf; damals herrschte im gemäßigt-feuchten oder subtropischen Klima Laubwald, am Ende der Interglazialen (sog. Subglazial), in wieder kühlerem, feuchterem Klima mit kalten Sommern, Nadelwald vor.

Noch besser sind wir über die Klima- und Waldgeschichte des Postglazials (der letzten 14.000 Jahre) orientiert. Die Pollenanalysen der Moore am Rande des Tieflandes und im Mittelgebirge lieferten sichere Dokumente. Auf Grund der Forschungen meiner Mitarbeiter, Zólyomi und Kintzler, wissen wir, daß die nacheiszeitliche Wiederherstellung des Waldes in Mittelungarn in ähnlicher Weise erfolgte, wie im westlichen Mitteleuropa. Anfangs eine noch stark verarmte Gehölzvegetation mit Kiefer, Birke und Weide als allein nachweisbaren Bestandbildern; diese ist kennzeichnend für die erste postglaziale Periode, die Kieferzeit, die dem spätestem Zeitalter der älteren Steinzeit, dem Magdalenien entspricht. Dann folgt eine Ausbreitung der Hasel und der Bäume des gemischten Eichenwaldes: Linde, Ulme und Ahorn — das trockenkalte glaziale Klima wird durch ein trockenwarmes abgelöst; diese sog. Hasel-Eichenmischwaldzeit fällt mit der mittleren Steinzeit zusammen. Die lichten Eichenmischwälder wechseln mit ausgedehnten Haselgebüschern und trockenwarmen Steppenwiesen ab und dringen tief in die Täler der Karpaten ein, wo sie den Fichtenwäldern begegnen. Dies ist die Zeit der Ausbreitung der mediterranen und östlichen Steppenpflanzen in Mitteleuropa, wohl auch das Zeitalter der letzten klimatischen Steppe im ungarischen Tieflande. Das Vorhandensein der sog. Dreikanter (scharf geschliffenen Kiese), sowie die Fossilien und die Wohnungen der Steppentiere, bes. Nagetiere verweisen auf uralte Steppenformationen, die sich auf dem diluvialen Lößboden verbreiteten. Diesen Charakter zeigen auch die Lößablagerungen des Magdalenien in dem siebenbürgischen Becken, in dem Gebiet Mezőség; zu dieser Zeit herrschte hier gleichfalls eine Steppenvegetation, später siedelte aber auch hier Wald an. Doch sind die heutigen Puszten von den postglazialen Steppen mehr oder weniger unabhängig, nur auf den Lößbrücken sind Reste dieser erhalten. Diese edaphischen Steppenflecken vermittelten der Gegenwart als Reservoir die Flora der früheren klimatischen Steppen und bildeten Zentren für die weitere Ausbildung dieser; ebenso die Stellen, wo der Wald infolge der Bodenverhältnisse, wie auf Flugsand oder auf Sodaböden, sich niederzulassen unfähig war.

Später überwiegt dann in den Mischwäldern des Mittelgebirges überall die Eiche, die Hasel wird zurückgedrängt, die Steppen des Tieflandes werden langsam bewaldet. Auf diese Weise entstanden die trockenen Eichenhochwälder auf dem Sand im Donau-Theiß Zwischenstromgebiet, sowie im Nordosten, im Gebiete Nyírség. Doch deckten den größten Teil mächtige Waldungen der riesigen Überschwemmungsgebiete der Flüsse, hie und da mit großen Mooregebieten abwechselnd. Weiden-, Pappel-, Eschenauen, Sumpfeichenwälder, Birkenhaine, Seen und Moraste, ungeheure Röhrichtwildnisse und Zsombék(Bulten-)moore, fruchtbare Sumpfwiesen, dann blumenreiche Steppen auf den hervortretenden Lößbrücken, sowie lichte Sandsteppenwälder und Gebüsch, — dies ist das Landschaftsbild des Alföld in der sog. Eichenmischwaldzeit, d. h. in der Jungsteinzeit. Das Klima wird immer feuchter und erreicht das Optimum; damit schließt dann die postglaziale Wärmezeit. Am Ende der neueren Steinzeit und während der Kupfer- und Bronzezeit wird das Klima wiederum kühler, der Niederschlag aber vermehrt sich noch; so treten die Eichenwälder in den Hintergrund und an ihren Stellen erscheinen Buchen- und Hainbuchenwälder. Die Kiefer, die im Westen des Landes seit der letzten Eiszeit die Oberhand gewonnen hat, ist auch dort im Verschwinden, dagegen treten im Mittelgebirge Tannen und Fichten auf. Die Buche läßt sich in das Tiefland hinunter, wo in dieser Zeit, die auch die Blütezeit der Moore ist, die meisten Wälder gedeihen. Diese Buchenzeit wird dann durch die letzte waldgeschichtliche Periode, mit etwas trockenerem, aber weiterhin kühlem Klima abgelöst. Die Buche zieht sich vom Tiefland fast völlig zurück, Fichte und Tanne verschwinden aus dem Mittelgebirge; auch von den Kieferwäldern bleibt nur ein einziger uralter Bestand erhalten, die heutigen Waldzonen (Klimaxregionen) bilden sich aus.

Vorgeschichtliche Holzkohlen aus der Mitte des heute waldarmen Alföld zeigen seit den neolithischen und frühbronzezeitlichen Kulturen das ununterbrochene Vorkommen von Eichenwäldern bzw. Eichen, Weiden, Pappeln, Eschen, Ulmen, Birken, Ahorn, Hasel, Kornelkirschen u. a. m. Jenseits der Theiß, abgesehen von dem Sandgebiet Nyírség, in dem heute fast restlos unter Kultur stehenden Gebiet der Körösflüsse, an der Stelle der einstigen riesig ausgedehnten Überschwemmungsgebiete und Wiesenmoore, wogen heute Weizen- und Maisfelder auf gebundenem, tonigem Boden. — So sind die Arten der feuchten, schattigen Auenwälder (meist gemischte Sumpfeichen-, Ulmen- und Eschenbestände) — wie auch die Moorpflanzen, als Reste der Buchenzeit zu betrachten, wie die Arten der mehr oder weniger versalzten Parkwälder Glieder der postglazialen Waldsteppenflora darstellen. Die Birkenhaine blieben wohl aus der Birkenzeit, der ersten postglazialen Periode, die Eichenwälder mit Silberlinde aus der Eichenzeit bzw. der postglazialen Wärmezeit, die spärlichen Hainbuchenwälder (um Nagyköros, im Nyírség), die Eschenauen u. a. m. mit Buchenwaldunterwuchs aus der Blütezeit der Alföldwälder, der Buchenzeit erhalten. So gibt das Naturschutzgebiet Bátorliget mit den benachbarten Sandsteppen ein fast vollkommenes Bild der verschiedenen Phasen der Vegetations- und Landschaftsgeschichte des Alföld. Auf den basischen Sandpuszten mischten sich die von den warmen, felsigen Abhängen der Urmatra stammenden, meist kalkliebenden Karstpflanzen, Arten von

Waldsteppen und Felsensteppen mit östlichen, wirklichen pontischen Arten.

Die Analyse der Pusztenflora weist viel mehr Gleichheit und entwicklungsgeschichtliche Beziehungen mit der Wald- und Felsensteppenflora der sie umgebenden xerothermen Bergabhänge und Hügellehnen, vor allem mit der Urmatra auf, als mit der Flora irgendeines Gebietes der südrussischen Steppen. Die Urmatratheorie stammt von Borbás. Nur etwa ein Zehntel der Tieflandflora fehlt im Mittelgebirge, das man mit Recht als ihre Wiege betrachten kann. So fehlen die Salzpflanzen, ferner jene Sandpflanzen, die auf den heute meist sekundären, durch frühere Entwaldung oder neueren Aufbruch entstandenen Sandflächen erscheinen, jene Steppenunkräuter, die später, wohl mit der Völkerwanderung nach Ungarn gelangten. Die Lebensbedingungen dieser Arten sind in mancher Hinsicht mit der Kulturtätigkeit der Menschen verknüpft, sie erschienen daher in den Puszten des Alföld erst in historischer Zeit. Das Donautal war die Wanderstraße der großen Völker, auch die östlichen, kontinentalen Pflanzenarten zogen zum Teil denselben Weg, sowohl die Einwanderer der klimatischen Steppenzeit, als auch die späteren Begleiter der Wandervölker. Außer der Urmatra entsandten auch die siebenbürgischen und illyrischen Gebirge die Vertreter ihrer Flora in das Tiefland, doch ist die Zahl dieser viel geringer. Die mediterranen Einflüsse kamen durch die Vermittlung der Randgebirge, vor allem durch das Mittelgebirge und das Mecsek zur Geltung. Viele balkanische und ostmediterrane Arten schlossen sich den kontinentalen auf der Donaustraße an, und drangen mit diesen nach Westen vor. Die Besiedlung des siebenbürgischen Beckens mit südlichen und östlichen Sippen erfolgte vor allem durch die bedeutende Abzweigung der Donaustraße, durch das Marostal, weniger über die Karpatenpässe. Auch diese Wanderungen fallen meist in die postglaziale Wärmezeit.

Das langsam austrocknende Alföld der vorgeschichtlichen Zeiten, die Wildnis der Wälder und Sümpfe, der Steppen und Moore wurde durch ein künstlich waldarm gewordenes, an Wiesen und Weiden reiches Land abgelöst, bis sich nach der türkischen Eroberung das Bild einer vollkommen verwüsteten Puszta bietet. Das Wort »Puszta« bedeutet im Ungarischen eigentlich »öde, verwüstet«; man bezeichnet damit die Landgüter, die sich an der Stelle der von den Osmanen zerstörten Dörfer ausbreiten, und stammt aus dem slawischen Pustinja (Wüste).

Schon die wenig bekannten vorgeschichtlichen Ureinwohner des Landes — keltische und sarmatische Völker — rodeten, gewiß durch Brand, die Wälder. Die Römerherrschaft, die in Transdanubien und am Rande des Alföld an der Abholzung auch bedeutsamen Anteil hatte, war auf das Tiefland nur mittelbar von Wirkung. Die ständigen Kämpfe in den Jahrhunderten um Christi Geburt, die Bewegungen der Völkerwanderung, die abwechselnde Herrschaft verschiedener Hirtenvölker schufen die erste wirkliche historische Steppe. Der Umstand, daß das Alföld jahrhundertlang von Hirtenvölkern bewohnt war, setzt keine Trockensteppe voraus; denn diese bedurften vor allem süßgrasiger Weiden und üppiger Wiesen, während ihnen die teilweise Bewaldung zunächst als Jagdgebiet und Zufluchtsort diente. Auch der Wanderweg der Ungarn führte über

Waldsteppengebiete — aus der Urheimat am Ostfuß des Uralgebirges, über das Kubangebiet am Nordfuß des Kaukasus, die dritte und vierte Heimat zwischen Don und Dnjepr bzw. zwischen Bug und Pruth — in die gegenwärtige Heimat. Mit der Begründung des ungarischen Königreiches ändern sich die Kulturverhältnisse, die Zeit der Schonung des Waldes beginnt. Das wirkliche Raumgreifen der Puszta erfolgte erst in der Osmanenzeit, im 16—17. Jahrhundert. In den unter osmanischer Verwaltung stehenden Gebieten wurde der Ackerbau eingestellt, die Einwohner zerstreut; Städte, Dörfer, Wälder gingen zum großen Teile zugrunde, das Land diente höchstens noch als Weide. Diese Verhältnisse wurden von Forstwissenschaftlern (K. Kaán), Botanikern (R. Rapaics), Zoologen (B. Hankó), Ethnologen (St. Györfly) und Historikern (Gy. Szekfű) eingehend dargestellt. Landesverteidigung und Landwirtschaft lichteten die Wälder überall; so wurden die Burg- und Weinberge im Mittelgebirge gleich waldlos, wie auch Kohlenbrennen, der Holzbedarf der Bergwerke, der Bau der Plankenfestung v. a. m. viel Holz aufbrauchten. Die Verbreitung der Wälder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geben die Karten der Josephinischen Aufnahmen (1763—87) wieder. Die — nach der Befreiung des Landes von den Osmanen — wieder auflebende landwirtschaftliche Kultur hat nicht nur die natürliche Regeneration der Wälder verhindert, sondern auch neue Waldgebiete abgeholzt. Die Rodungen der Tieflandwälder dauerten bis auf unsere Tage, doch sorgen die Forstgesetze der Nachkriegszeit für strenge Schonung und Neuaufforstung des Alföld.

Im 18. Jahrhundert begann das Ableiten der Wildwässer, die Flußregulierung und die Entwässerung, zunächst um die neuen Siedlungen gegen die Überschwemmungsgefahr zu sichern, dann aber auch zur Gewinnung von Neuland für den Ackerbau. Anderthalb Jahrhunderte hindurch dauerte der Kampf mit der Natur. Erst 1850 begann die große Theißregulierung, die Sumpfflächen in einer Größe von über 24.000 km² trocken legte. Mit der Senkung des Grundwasserspiegels und der Abwehr von Überschwemmungen begann jedoch die Versalzung und damit die Austrocknung weiter Gebiete zur Alkalisteppe. Auf diese Weise entstanden die »Szikes« (Solonezböden), da der Boden der einstigen Überschwemmungsgebiete viel Natriumsalze enthielt, die nach der Entwässerung durch die starke Verdunstung in die obere Akkumulationsschicht gerieten. So ist z. B. die Hortobágy-Puszta in ihren Hauptteilen ein Kulturprodukt des letzten Jahrhunderts. Vor der Osmanenzeit lagen blühende Dörfer am Rand der Sumpfwildnisse und auf den Inseln dieser, von großen Waldungen und vorzüglichen Weiden umgeben. Heute ist die Hortobágy die größte Alkalisteppe, mit spärlichen Resten der einstigen Wälder. Von dem ungefähr 55.000 Joch, durch Entwässerung gewonnenen Ackerland der Gemarkung der Stadt Karcag sind heute etwa 30.000 versalzt und ausgetrocknet, so daß sie heute nur noch als dürrtige Weide brauchbar sind. Die Fruchtbarmachung mehrerer hunderttausend Joch Szik- und Sodaböden ist eine der größten Probleme der ungarischen Landwirtschaft; ebenso die Bewässerung der zu stark ausgetrockneten Teile: der Bau neuer großer Wasserwerke (Reservoirs und Kanäle) wurde bereits begonnen.

Nicht nur Böden und ihre lebendigen Zeugen berichten über die ehemaligen Tieflandwälder, sondern wir besitzen auch viele historische bzw. archivarische Aufzeichnungen, die im Ungarischen Forstarchiv von Tagányi, ferner in den Werken von Rapaiics (1918) und Kaán (1927, 1939) zu finden sind.

Alles in allem war das Landschaftsbild des Alföld im Postglazialen (in der neueren Steinzeit) zuerst eine klimatische Steppe, dann ein Wald-Moorgebiet mit Steppenresten, später mehr eine Waldsteppe; seit der Bronzezeit begannen die Kultureinflüsse, die dann in den letzten Jahrhunderten die heutige Kultursteppe schufen. Die edaphischen Sand- und Alkalisteppen des Alföld sind genetisch meist sekundär: die Standorte der Pusztenevegetation wurden von den historisch-kulturellen Kräften (Rodungen, Entwässerungen usw.) geschaffen; an Stelle der heutigen Steppen gediehen einst mehr Wälder, Moore, Sümpfe.

Wird die Fruchtbarmachung der Alkaliböden gelingen, so wird sich das Alföld würdig in das Bereich der zentraleuropäischen Kulturböden eingliedern, wohin es den Naturverhältnissen nach gehört.*



* Zur eingehenderen Behandlung des Problems vgl. die Arbeiten des Verfassers in deutscher Sprache: Die Entstehung der ungarischen Pusztas (Ungar. Jahrbücher Berlin, 1926. 258 ff.). — Die Vergangenheit und Gegenwart der pannonischen Flora und Vegetation. (Nova Acta Leopoldina, Halle a. S., No. 36. S. 50 und 10 Taf. 1940.) — Floren- und Vegetationskarte des historischen Ungarn (Veröff. Tisza-Ges., Debrecen, No. 30, 1933). — Grundzüge der Pflanzengeographie Ungarns. (Földrajzi Közlemények, internat. Ausgabe, 1941, 51 ff.)

PETER ROSEGGER UND UNGARN

VON FRIEDRICH LÁM

Den am 31. Juli 1843 in Alpel bei Krieglach geborenen steirischen Waldpoeten und großen Erzähler verbinden zahlreiche Beziehungen mit Ungarn. Schon als kleiner Bauernjunge machte er mit seinem Vater eine Wallfahrt nach Maria-Zell. Die Reise dauerte drei Tage, und auf der Straße sah Peterl öfters malerische Zigeuner aus dem benachbarten Ungarn, wie auch fromme ungarische Wallfahrer.

Als Kind brachte er unserem pannonischen Landsmann, dem heiligen Martin von Tours, der in Sabaria geboren war, große Sympathie entgegen. Als ihm seine Mutter die Geschichte erzählt hatte, wie Martin seinen Mantel mit dem Bettler geteilt, zerschnitt der kleine Peter sein neues Sonntagsjöppllein, um mit der Hälfte einen Armen zu beschenken. Dafür wollte ihn der Vater prügeln, aber die fromme Mutter beschützte das gut-herzige, unschuldige Kind. Sehr schön ist dies im ersten Buch der »Waldheimat« zu lesen.

Peter war zu schwach zum Pfluge und zu sonstiger Feldarbeit. Die Mutter wollte ihn »auf Geistlich« studieren lassen, da man ihn aber nicht einmal »staffieren« konnte, blieb ihm das Tor des Seminars verschlossen. Nun sollte er Schneider werden. Mutter Maria führte ihn zum wandernden Schneidermeister Ignaz Orthofer und bat ihn, den Buben in die Lehre zu nehmen. Meister Naz geriet zuerst in mächtigen Zorn und rief, den Kleinen durch die Brille auf der Nasenspitze böse anfunkelnd: »Heutzutage will jeder Mist Schneider werden!« Dennoch ließ er sich erbitten und nahm Peterlein in die Lehre. Er wanderte mit ihm von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof herum. »Auf der Stör«, wie es heißt, lernte Peter Lodenjoppen und Lederhosen flicken und schneiden. Die Stör war seine hohe Akademie, seine Universität, da empfing er Eindrücke fürs ganze Leben, sammelte Stoff und Anekdoten für seine späteren Werke. Hier begann er zu dichten und zu schriftstellern, eignete sich Kenntnis der Leute und der Landschaften Steiermarks an. Meister Naz hatte mehrere wandernde Gesellen. So einer war auch der lange Christian, dem Rosegger in seiner »Waldheimat« ein eigenes Kapitel widmet. Dieser vazierende Schneidergesell war ein zweiter Münchhausen. Er erzählte unter anderem, daß er bei der Entdeckung Australiens dabeigewesen und auf einem Luftballon dahin gekommen sei. Dort gab es auf den Bäumen lauter Schlangen und Paradiesäpfel und Weinberge, wo auf den Reben Kaffeebohnen wuchsen; dort rann der Wein in Brunnen unter der Erde heraus. Die Löwen und die Tiger sind dort selbstverständlich alle besoffen, darum sind die australischen Raubtiere so gefährlich. Dort gebe es auch große Pappeln, auf denen die Wolle wächst und die im Frühjahr und im Herbst geschoren werden müssen. Das ist die Baumwolle. Die Leute sind über und über schwarz und brauchen keine Kleider. Was für ein Land ist das? — fragte der lange

Christian die Nackten, und ein Schwarzer antwortete: — Ich bitt', das ist Australien! — Dieser lange Christian hatte auch die ungarische Revolution mitgemacht und keine geringe Rolle in ihr gespielt, denn er war Kossuths Stiefelwischer gewesen. Denn warum? Er hätte es zu ganz was anderem bringen können, aber Kossuth hatte gesagt: »Laß' ich nicht aus Schwob! Brauch' ich zum Wachsen!«

Meister Naz aber verwies ihm solche biographische Darstellungen. — Warum soll ich's denn nicht sagen? — meinte hierauf der lange Christian — es ist ja so alles nicht wahr! — und begann dann aufs neue aufzuschneiden. Weil der Gesell dem Lehrling den Kopf mit Unsinn vollpackte und sich dabei liederlich aufführte, jagte ihn der Meister weg.

Peter war auch schon Geselle geworden, als er von Dr. Swoboda, dem Schriftleiter der »Grazer Tagespost« als Dichter entdeckt wurde. Seine Gönner ließen ihn nach Graz kommen, wo er als Privatschüler die Handelsakademie besuchte und die Lücken seiner recht mangelhaften Schulbildung ausfüllen sollte.

Im Jahre 1869 wandte sich der damalige Handelsschüler mit einem Brief an den Verleger Gustav Heckenast in Pest, mit der Bitte, ihm Stifters »Studien« gegen die Herstellungskosten zu schicken. Bisher hatte Rosegger nur einzelne Werke Stifters zu lesen bekommen, obwohl er ein großer Verehrer des Dichters des »Hochwald« gewesen.

Der großmütige Verleger sandte dem armen Studenten umgehend nicht nur die »Studien«, sondern die gesammelten Werke Stifters. Dies war der Beginn der Beziehungen Roseggers zu dem vorzüglichen Herausgeber, der für die deutsche und für die ungarische Literatur so viel tat.

Im Jahre 1870 gab der Dichter seine »Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande« heraus und hielt es für seine Ehrenpflicht, Heckenast in Erwidierung für sein Geschenk vom vorigen Jahr durch die Übersendung seines Buches zu huldigen. Heckenast antwortete ihm sehr liebenswürdig, belobte das Buch, und erklärte sich bereit, das nächste Werk des steirischen Poeten zu verlegen. Bereits im Jahre 1870 gab Heckenast das Buch Roseggers »Geschichten aus dem steirischen Oberlande« heraus. So kamen Dichter und Verleger miteinander in Briefwechsel, ohne einander persönlich zu kennen. Wie sie miteinander persönlich bekannt wurden, erzählt Rosegger lebendig und humorvoll in seinem Aufsatz »Mein Freund im Ungarlande«, der 1883 in dem Bande »Meine Ferien« erschien. Mit dieser Rückerinnerung stellte er dem Kaschauer Pastorensohn Gustav Heckenast (1811—1878) ein sehr schönes Denkmal.

Rosegger schildert uns seinen ersten Besuch in Pilismarót, auf dem Gute Heckenasts. Er machte eine Fußreise in Handwerkerburschentracht durch Ungarn. Ursprünglich wollte er nach Pest wandern, um Heckenast zu besuchen, änderte aber seinen Plan, als er durch den berühmten Bakonyer Wald stiefelte, und wandte sich nordwärts. Er überschritt die Bergkette, die sich zwischen Stuhlweißenburg und Gran hinzieht, sah dann in ein schönes, breites Tal der Donau hinaus und kam darauf in ein Dorf. Am Rand des Dörfchens befand sich in einem Wäldchen von Eichen, Kastanien und Obstbäumen ein schönes Landhaus. Am Eingang des Gartens stand ein Mann in grauen Kleidern und Strohhut, den fragte Rosegger, wie der Ort heiße? — Maróth — sagte der Herr, griff in die

Tasche seiner Hose und reichte dem Fragenden ein Geldstück : »Für eine Nachtherberge !« Rosegger nahm das Geld nicht an und sagte, daß er kein Fechtbruder sei, er suche ein Wirtshaus. Der Herr fragte : »Sind Sie ein Studiosus? Wollen Sie, dem die Welt gehört, für die Nacht nicht mit einem kleinen Raum vorlieb nehmen?« Er lud ihn in den Garten und stellte ihn seiner Frau als Gast vor ; man setzte sich in eine Laube und der Gast wurde bewirtet. Rosegger hatte nicht den Mut zu fragen, in wessen Heim er sich befinde, und auch der Hausherr fragte nicht nach seinem Namen. Man unterhielt sich über die Alpen und Ungarn ; doch mußte das Gespräch bald abgebrochen werden, denn der Hausherr hatte geschäftlich zu tun. Rosegger zog sich in das ihm angewiesene Schlafzimmer zurück. Dort bestaunte er eine große Bibliothek und fand mehrere Bücher aus dem Verlag Heckenasts. Am Morgen, beim Frühstück, fand er den Hausherrn, dessen Gattin und zwei Kinder bei Tisch. Das eine Kind, ein Knabe von neun Jahren, las aus einem Buche und lachte. Rosegger schaute sich das Buch an, es war eines seiner Werke. Er sagte : »Es freut mich, mein Buch hier zu finden. Ich stelle mich als dessen Verfasser vor !« Tableau ! Der Hausherr sprang auf und umarmte ihn. Rosegger war darüber sehr erstaunt und fragte : »Zu wem habe ich die Ehre?« — Ich bin Ihr Verleger : Gustav Heckenast ! — Gruppe. Rührung. Gelächter. Frühstück.

So schildert uns der Dichter seine erste Begegnung mit Heckenast. Er lobt ihn als einen edelmütigen Freund von vornehmer Gesinnung, Bonhomie, Urbanität und hochherzigem Charakter.

»Die meisten Poeten Ungarns hatten an Gustav Heckenast einen Mäzen zu verehren, so Eötvös, Petöfi, Jókai, Munkácsy, Volkmann« — sagt Rosegger wörtlich. — »Sein Name wird nicht vergessen werden, so lange es eine ungarische Literatur gibt. Denn um diese hat er sich ein unvergängliches Verdienst erworben, nicht nur durch sein energisches, zielbewußtes Wirken, sondern auch durch sein befeuerndes Wesen, womit er alles um sich her zu gleichem Wirken anspornte.« »In seinem Verlage erschien eine ganze Reihe hervorragender ungarischer Schriften. Heckenast hat die ungarische Volksliteratur geschaffen.« Wie Rosegger weiter erzählt, war Heckenast freisinnig und ein großer Verehrer Kossuths, ohne darum dessen Fehler zu beschönigen. »Er protegierte mit Vorliebe die äußerste Linke und opferte auch hübsche Summen zur Erhaltung verschiedener Zeitungen, die er für diese Partei gegründet.«

Um die deutsche Literatur erwarb sich Heckenast nach Rosegger das größte Verdienst durch die Herausgabe Stifters. Rosegger behauptet, es gehörte Mut dazu, einen völlig unbekanntem und dazu ganz neugearteten Autor herauszugeben. Er schildert die Freundschaft Stifters und Heckenasts ausführlich und preist auch seine eigene Freundschaft zu Heckenast in bewegten Worten. Rosegger erhielt von Heckenast mehr als zweihundert Briefe, in denen dieser sich nicht nur als väterlicher Freund, sondern auch als guter Ratgeber erweist.

In den neun Jahren der Bekanntschaft mit Heckenast verlegte dieser neun Werke von Rosegger in dreizehn Bänden und gab acht Jahrgänge des von dem Dichter redigierten Volkskalenders, »Das neue Jahr« heraus.

Heckenast behütete den Poeten vor literarischen Abwegen. Es traten eben klingende Versuchungen an Rosegger heran, man wollte aus ihm

einen modischen »Bestseller« machen. Da schrieb ihm der Freund in Pest unter anderem: »O lassen Sie sich doch ja nicht irremachen, mein verehrter Freund! Nur der sich zum reinen Äther der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlechte zum anderen. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund, Sie sind ein geborener Dichtergeist. Werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und gehen Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüte seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht.« —

Heckenast erteilte dem jungen Dichter anfangs Ratschläge, als jedoch Rosegger »Die Schriften des Waldschulmeisters« geschrieben, hielt der Verleger den Dichter für vollkommen selbständig und hütete sich von nun an, ihn zu beeinflussen. Heckenast lud den Dichter Jahr für Jahr auf sein Gut, aber auch nach Pest ein. »Über Pest bin ich nicht hinausgekommen« — sagte mir Peter Rosegger, als ich im Jahre 1915 bei ihm in Krieglach weilte. Im Jahre 1872, nach dem Tode seiner Mutter, war Rosegger so nervös, daß er physisch zusammenbrach. Er fand Ruhe und Erholung bei Heckenast in Pilismarót. Der Freund tröstete ihn und führte ihn persönlich in die Heimat zurück.

Wie wir wissen, heiratete Rosegger seine erste Gattin, Anna Pichler im Jahre 1873. Anna starb im März 1875, nachdem sie einem zweiten Kind das Leben geschenkt hatte. Rosegger war im Innersten erschüttert; man fürchtete für seinen Verstand. Da kam Heckenast, von allen Freunden der fürsorglichste, zärtlichste, nahm den Dichter mit sich nach Pilismarót und versuchte ihn zu zerstreuen. Rosegger war aber untröstlich und fand nur in der Arbeit Zerstreung und Ablenkung von seinem Schmerz. Auch später war der Dichter häufig bei seinem Freunde in Wien, Gran oder Pest, wo sich der Verleger eben aufhielt. Als Heckenast seinen Pester Verlag an die Franklin-Gesellschaft verkauft hatte und nach Preßburg übersiedelt war, besuchte er ihn dort. Die Freunde unternahmen kleinere Reisen und Ausflüge in die Obersteiermark. Einige Wochen vor seinem Tode, wurde der Verleger in Preßburg von Rosegger zum letztenmal besucht. Heckenast war krank und gebrochen. Er starb am 12. April 1878.

Auch nach dem Tode Heckenasts hörten die Beziehungen Roseggers zu Ungarn nicht auf. Er mußte sich einen anderen Verleger suchen; zuerst war es Janke in Berlin, dann Hartleben und schließlich Staackmann, die seine Werke herausgaben.

In dem Buch »Allerhand Leute«, das 1888 bei Hartleben erschien, finden wir eine kleine Erzählung mit dem Titel »Der Emigrant«, die ungarischen Inhaltes ist. Rosegger erzählt, daß er vor Jahren seine Sommerfrische in Pilismarót im Landhause seines Freundes und Verlegers genoß. »Eines Abends, als er von seinem Spaziergange heimkehrte, stellte ihm Heckenast einen fremden Gast vor, einen alten Mann, der schwarze Kleider, einen weißen Vollbart und einen roten Fez trug. Der alte Herr war von Geburt Wiener, Bürger von Pest, Ungar nach Herzenswahl und gegenwärtig türkischer Untertan. Der Fremde erzählte nach dem Nachtmahl seine Geschichte. Er war noch im 18. Jahrhundert geboren, hatte Napoleons Einzug in Wien gesehen und erlebte den Ausbruch der Wiener

Revolution — als begeister Anhänger Kossuths. Er meldete sich bei Kossuth, der ihn schon seit früher als guten Zeichner kannte, und dieser nahm ihn sofort in die Banknotenpresse mit. Mit Stift und Griffel mußte er die Zeichnungen für die neuen Banknoten entwerfen. Als Kossuth nach Debrecen fliehen mußte, floh auch die Papiergeldfabrik mit Kisten voll edlen Metallen dahin. Und als dann alles verloren war, gab Kossuth die Losung: »Wer seinen Kopf lieb hat, fliehe über die Grenze!« Auch der Erzähler flüchtete, als Roßtaucher verkleidet, und erreichte Orsova, wo er drei Parteigenossen, unter ihnen den Minister Szemere fand. Sie hatten eine Kiste mit sich, in der sich nach der Aussage des Ministers wichtige Dokumente befanden. An einem einsamen Ort, zwischen der Brücke, die über einen Bach führte, und dem Friedhof, begruben sie die Kiste in der Nacht. Szemere bezeichnete den Ort auf einer eilig entworfenen Karte, alle vier beteiligten Personen erhielten je ein Papier mit der Zeichnung und Szemere sagte: »Bewahrt diese Urkunde als Heiligtum im Namen des Vaterlandes!« Die Flüchtlinge erreichten Konstantinopel. Unser Erzähler trat in türkische Dienste, brachte es bis zum Major und genoß seither türkische Pension. Doch hielt er sich stets für einen Ungarn. Nachdem Franz Josef zum König gekrönt worden, kehrte der Emigrant zurück, meldete sich bei der Behörde als Inhaber einer Urkunde, die wichtige Papiere zu Tage fördern könnte, und erzählte, wie er mit Szemere eine Kiste bei Orsova vergraben hatte. Da hörte er, daß diese schon längst ausgegraben worden sei und daß sich darin die ungarische Krone samt den Krönungsinsignien befunden habe. So erfuhr er endlich, bei welcher geheimnisvoller Tat er behilflich gewesen. In dieser Geschichte ist der Traum des Emigranten äußerst romantisch und theatralisch. Er träumte in Konstantinopel, daß eine schöne Frau in Trauerkleidung den Ort suchte, wo die Kiste vergraben lag. Als sie ihn gefunden, fielen die schwarzen Kleider von ihr, sie hatte einen goldenen Gürtel und einen Purpurmantel an. Er träumte also von Frau Hungaria!

Ungarische Personen führt uns Rosegger auch in der Erzählung »Das Haus auf der Höhe« vor. Der Bildhauer Emanuel, von Geburt ungarischer Leibeigener und natürlicher Sohn seines adeligen Gutsherrn, aus dem *ius primae noctis* entsprossen, flüchtet mit seiner Braut, auf die sein Vater ein Auge geworfen, nach Steiermark, wo die junge Frau bei der Geburt eines Sohnes Aladár stirbt. Als Bildhauer lebt er im Gebirgsdorf, von den Bauern als gottlos und heidnisch gescholten, weil er nackte Götzenbilder verfertigt. Er lebt in strenger Zurückgezogenheit der Erziehung seines Sohnes und seiner Kunst. Das einzige, was ihn an diesem ungastlichen Ort zurückhält, ist das Grab seiner Frau, das er mit einer allegorischen Figur schmückt, deren kühne Nacktheit die Bauern verletzt. Die fanatischen Dorfbewohner zerbrechen die Statue. Der alte Bildhauer wird darüber krank und stirbt. Der Pfarrer verweigert ihm das Begräbnis im Friedhof, da er sich in der Kirche nie gezeigt habe und ohne Beichte gestorben sei. Gleichzeitig wird auch das Grab der Frau entweiht, man öffnet es unter einem Vorwand und zerstreut die Gebeine. Aladár sammelt die Überreste seiner Mutter und zündet das Haus auf der Höhe an; das in griechischem Stile erbaute Haus gerät in Brand und nebst den Gebeinen der Mutter verbrennt darin auch der Leichnam des Vaters. Nachdem er

so den letzten Wunsch des Verstorbenen erfüllt hat, zieht er fort und erreicht das Land seiner Träume: Griechenland.

In dieser Novelle bewegt sich Rosegger auf einem ihm fremden Gebiete. Er erzählt eine Künstlernovelle, schildert zugleich die Beschränktheit der Dörfler und macht sich über den unkünstlerischen Bilderschmuck der Dorfkirchen mit ätzender Schärfe lustig. Zugleich macht er auch Propaganda für die Feuerbestattung, deren Gegner er später geworden.

Auch in dem großen Roman »Das ewige Licht« (1895) kommen ungarische Personen vor. Ein Pfarrer wird zur Strafe in ein 1200 Meter hoch gelegenes Gebirgsdorf versetzt, wo, wie man sagt, der Teufel gute Nacht wünscht. Die Leute sind sehr arm, leben aber zufrieden. Ein reicher Jude aus Budapest, Ritter Isidor von Yark, findet die herrliche Gegend für einen Luftkurort geeignet und kauft Grundstücke, auf denen er prächtige Hotels und Badeanstalten errichtet. Der Strom der Touristen und Badegäste bringt Geld in die Gegend, auch eine Bahn wird gebaut, mit der Idylle des Dorflebens ist es aber aus. Ursprünglichkeit und Unschuld gehen flöten und alle Laster ziehen ein. Ritter Isidor von Yark findet reichliche Lager von Eisenerz und errichtet nun Bergwerke, Hochöfen, Fabriken, aus den Bauern werden nun Fabriksarbeiter, unzufriedene Proletarier. Die Sozialdemokratie erobert die Seelen, und da die reichen Unternehmer nur auf die brutale Ausbeutung der arbeitenden Massen bedacht sind, kommt es zu Aufständen, Krawallen und blutigen Zusammenstößen. Der arme Pfarrer, der warmherzige, menschenliebende Held des Romans, will diese Entwicklung aufhalten, die unverdorbenen Sitten bewahren und die Arbeitgeber mit den Arbeitern versöhnen, was ihm natürlich nicht gelingt. Er stirbt an gebrochenem Herzen angesichts einer untergehenden Welt. Der Untergang des Bauernstandes, die Industrialisierung und Proletarisierung sind lebendig gesehen und gezeichnet. Neben dem Ritter Isidor, der sich mit seiner Familie — den besten Sohn ausgenommen, der kein Opportunist ist — aus protzenhaften Gründen taufen läßt, dabei aber auch als Christ mit gleicher Andacht Coupons abschneidet, und dessen Gott der Mammon ist, spielt im Roman auch der Lehrer Alexander Ujlaky eine bedeutende Rolle. »Ein junger Mann, trägt zwei Schnurrbarthörner wie ein Husar.« Er ist Athlet, unterrichtet in der Schule beinahe nichts anderes als Turnen. Als zweiter Nikolaus Toldi packt er einen wütenden Stier, vor dem alles davonläuft, bei den Hörnern und hält ihn fest. Zuerst ringt der Stier mit dem Ungarn, denkt sich aber dann: der Gescheitere gibt nach, und weicht zurück. Diese Szene ist sehr anschaulich geschildert. Man denkt unwillkürlich an Aranys Schilderung des Kampfes zwischen Toldi und dem Stier. Der arme Ujlaky ist übrigens eine komische Figur, der es am Ende schlecht ergeht. Ein Zirkus kommt in den schon zur Stadt gewordenen Kurort. In diesem tritt eine tanzende Bärin, Madame Karschinkoff, auf. Ujlaky will aus Bravour mit der Bärin einen Walzer tanzen. Er wird in die Arena eingelassen, verneigt sich vor seiner plumpen Partnerin, umarmt das riesige Ungetüm und beginnt mit ihm im Takte der Musik zu tanzen. Das Tier hopst ein wenig herum, dann hebt es den Lehrer in die Höhe, legt ihn auf den Boden, hebt ihn wieder auf und legt sich dann mit ihm nieder, umarmt ihn, und will ihn erdrücken und erdroseln. Schon ist Ujlaky verloren, da springt der Bursch Rolf in die Arena,

stößt dem Bären das Messer ins Herz und rettet so den Ungarn, seinen Nebenbuhler, da beide in dasselbe Mädchen verliebt sind. Ujlaky ist als Athlet aber ein für allemal erledigt, denn sein linker Arm bleibt gelähmt.

Rosegger war auch Versdichter. Wollte man ihm Freude machen, so mußte man seine hochdeutschen Gedichte loben. Unter anderem besang er auch Michael Dobozi, der seine heißgeliebte Gattin auf ihren Wunsch tötete, damit sie nicht in die Hände der Osmanen falle. Diese Geschichte wurde auch von Malern festgehalten und von Dichtern, wie Alexander Kisfaludy und Johann Nepomuk Vogl in Balladen verherrlicht. Roseggers Ballade heißt »Halbverklungne Heldenkunde«. Der Ungarnheld flieht mit seinem schönen Weibe vor den grimmen Osmanen. Das Roß bricht zusammen :

*O verdammt, so ruft der Reiter,
Daß sie höhrend mich ermorden,
Ist heim Himmel nicht das Schlimmste,
Doch in ihre Hände fallend
Du, mein Weib, du Heißgeliebte!*

*— Das wird nimmermehr geschehen,
Ich bin dein und will's verbleiben! —
So das Weib, die Brust entblößend.
— Zieh dein Dolch und rette, Liebster,
Freudig mich vor den Barbaren. —*

*Nächte Brände fester Burgen
Glühn am schwerbewölkten Himmel.
Schnaubend nahn die wüsten Horden,
Sehn zwei purpurrote Brunnlein
Springen auf der dürren Heide.*

Indessen sind mit dieser Ballade die ungarischen Belange bei Rosegger noch nicht erschöpft. Der Verfasser dieser Zeilen hatte das Glück, mit dem steierischen Waldpoeten bekannt zu werden und folgte der Einladung des freundlichen alten Herren, der die Verse des jungen Reimschmiedes in einem österreichischen Provinzblatt mit gütigem Interesse gelesen, und darauf den Stegreifdichter zu sich entbot.

Im Jahre 1915, im Monat August besuchte ich Rosegger in seiner Sommerfrische in Krieglach und wurde wie ein alter Bekannter recht herzlich empfangen. Rosegger frische im Gespräch alte Erinnerungen auf, erzählte mir von seinen Besuchen in Pest und Marót, interessierte sich lebhaft für die ungarischen Zustände, war ein großer Verehrer von Stefan Tisza und sprach mit aufrichtiger Bewunderung über die Tapferkeit der ungarischen Soldaten. Als ich Abschied nahm, — ich weilte ungefähr anderthalb Stunden in der Laube seines Gartens — sagte er mit kräftigem Händeschütteln: »Grüßen Sie mir Ungarn und Ihre tapferen Landsleute! Nicht wahr, sie kommen auch noch ein andersmal mich besuchen? Versprechen Sie es mir!«

Ich stattete nur mehr seinem Grab in Krieglach meinen Besuch ab, legte einige Feldblumen darauf und überbrachte dem Toten die Grüße Ungarns, dessen Freund er stets gewesen.

Daher wollen wir in diesem Jahre an dem Tage, da er vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, seiner pietätvoll gedenken.

UNGARISCHE BEZIEHUNGEN EINER DEUTSCHEN RENAISSANCE-MEDAILLE

VON ALEXANDER HAIDEKKER

Aus der Sammlung Vogel in Chemnitz gelangte in den Besitz des Züricher Landesmuseums eine einseitige Bronze-Medaille von 32,5 mm Durchmesser, die durch ihre familiengeschichtlichen Zusammenhänge gewisse ungarische Beziehungen hat.

Die Medaille zeigt das Brustbild eines nach links vorwärts blickenden Mannes mit Bart und Schnurrbart, auf dem Haupt ein Barett, in einem Anzug mit umgeschlagenem Kragen. Umschrift von Schulter zu Schulter: Sebastian Heidegger Aeta 36. Im Felde, rechts und links geteilt: 1556. Die Umschrift läuft beiderseits zwischen erhabenen Linienkreisen.

Bezüglich des Schöpfers der Medaille befand sich die Forschung lange Zeit auf völlig falscher Spur. Heinrich Bolzenthal hält die Medaille in seinem 1840 in Berlin erschienenen Buche »Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillen-Arbeit« für ein Selbstbildnis. Der Medailleur ist daher seiner Ansicht nach Sebastian Heidegger aus Zürich, über den er bemerkt, daß es sich um einen unbedeutenderen Meister des 16. Jahrhunderts handle, obwohl dieser als Goldschmied und Formschneider in Wien »mit großem Beifall gearbeitet« habe. Er kennt nur einen Jeton von ihm, eben die fragliche Medaille.

Diese Feststellungen Bolzenthals macht sich im Wesentlichen auch der Engländer L. Forrer zu eigen, ergänzt sie aber durch eine wichtige Angabe, die gerade für den Gegenstand der vorliegenden kleinen Darstellung von entscheidender Bedeutung ist. Er bemerkt nämlich, daß der fragliche »modeller« Sebastian Heidegger der Sohn des Züricher Bürgermeisters Erhard Heidegger ist. Wie wir später sehen werden, bildet eben die Familie Erhard Heideggers die Verbindung nach Ungarn.

Die Grundlage des Irrtums der beiden behandelten Quellen liegt auf der Hand und beruht auf der unrichtigen Auslegung eines Wortes. Sebastian Heidegger war Goldschmied und Formschneider, auf englisch »modeller«. Man scheint das Wort Formschneider = modeller in anderem Sinne verstanden und Sebastian Heidegger für einen Graveur, Medaillen-Modelleur gehalten zu haben.

Die Ergebnisse der neuesten Forschungen hat dann Habich in Band II/2 seines Standardwerkes »Die deutschen Schaumünzen« zusammengefaßt. Nach seiner Ansicht war der Meister ein reisender Künstler, der sich in den Jahren 1553/54 in Böhmen und Polen aufhielt, und später einen Nürnberger, einen Augsburger, einen Leipziger Bürger und mehrere Breslauer modellierte. Nach dem Datum der Medaillen dieser scheint es, daß er in den Jahren 1554/55 in Schlesien tätig war. Die Medaillenreihe schließt mit unserem Stück 1556 in Wien. Nach dieser letzten und, wie

es scheint, markantesten Medaille nennt ihn Habich den »Heideggermeister«. Auf Grund von Vergleichen nimmt Habich mit Recht an, daß er Schüler hatte, wie den Monogrammisten S. B., hinter dem sich nach der Ansicht von F. Dworschak Severin Brachmann birgt, ferner, daß er Einfluß auf den oder die Schöpfer einer Medailgenreihe hatte, die die Benennung »Gruppe des Königs Maximilian und der Königin Maria v. Böhmen« erhielt.

Diese drei Untergruppen, also die Werke des Heideggermeisters, des Monogrammisten S. B. und des Schöpfers der »Gruppe des Königs Maximilian und der Königin Maria v. Böhmen« faßt Habich unter dem Namen »Gruppe des Heidegger« zusammen. Hauptkennzeichen dieser sind : meist kleinere Durchmesser, Abgrenzung der Umschriften durch erhabene Linienkreise (siehe Abbildung), klare und ziemlich harte Schrift. Unter den kräftig reliefierten Brustbildern erinnern manche an den Stil des Leipziger Meisters Hans Reinhart, während andere Stücke auf Grund heraldischer Erwägungen auf die Nürnberger Schule Joachim Deschlers hinweisen.

Hiedurch ist die kunstgeschichtliche Stellung des Schöpfers der Medaille geklärt worden. Ferner steht endgültig fest, daß die Medaille kein Selbstbildnis, und daß Sebastian Heidegger nicht der Medailleur, sondern die dargestellte Person ist. Wer aber war dann Sebastian Heidegger und woher stammte er? Meine aus der Schweiz herrührenden Angaben bestätigen die Feststellung L. Forrers, daß er der Sohn Erhard Heideggers war. Dieser leitete seine Herkunft, auf Familienüberlieferungen gestützt, von einem alten Aargauer Geschlecht her, dessen Stammsitz später Heideck bei Nürnberg war. Stammvater war der Lehnsherr Haidebrand von Heideck, über den eine Angabe aus dem Jahre 1197 vorliegt. Der bayerische Zweig der Familie starb dort um 1650 aus, Erhard Heidegger aber zog bereits im Jahre 1501 aus Nürnberg endgültig nach Zürich. Ursprünglich wollte er weiter reisen, verfehlte aber das Schiff, das im Jahre 1501 am Freitag vor dem Sankt Martinstage bei Wettingen unterging, wobei 30 Menschen ertranken. Erhard Heidegger faßte seine glückliche Rettung als göttliche Fügung auf und blieb in Zürich. So lautet eine alte, durchaus glaubwürdige Überlieferung. Am 6. Dezember 1503 erwarb er um die Taxe von drei rheinischen Gulden das Bürgerrecht in Zürich und begründete dadurch das Heidegger-Geschlecht in der Schweiz, das dort vier Jahrhunderte hindurch von dem Stammvater in der Schweiz gerechnet, in 13 Generationen 130 Familien, d. h. verheiratete Träger dieses Namens aufwies. Der ursprüngliche Beruf des Stammvaters Erhard Heidegger war Seidenstickerei, doch trat er zur Schmiedezunft über, die damals wahrscheinlich mit den Zinngießern, der Chirurgengilde und den Goldschmieden in Verbindung stand. Wenigstens beschäftigten sich seine Söhne bereits mit diesen Handwerken. Erhard Heidegger starb am 30. November 1549, aber schon vorher war sein 1520 in Zürich geborener Sohn Sebastian nach Wien gezogen, wo er bereits im Jahre 1548 das Bürgerrecht besaß. Wir besitzen Angaben darüber, daß er ein namhafter Goldschmied war. Eines seiner Werke aus dem Jahre 1576, eine Züricher Trinkschale, befindet sich im Kunstgewerbe-Museum zu Straßburg. Nach Ansicht Naglers hätte er sich auch mit Holzschneiderei beschäftigt, doch

wird dies von Gessert bezweifelt. Seinen Todestag festzustellen, ist mir bisher nicht gelungen, was durch die Kriegsverhältnisse erklärt wird, die Forschungen im Ausland äußerst erschweren. Jedenfalls spielte seine Familie in Zürich vier Jahrhunderte hindurch eine bedeutende Rolle. Sie kam in Verwandtschaft mit den Familien Heinrich Bullingers und Ulrich Zwinglis, dessen Tochter Margarete ein Heidegger heiratete. Ein namhaftes Mitglied der Familie Sebastian Heideggers war Johann Heinrich Heidegger, reformierter Theologe und Universitätsprofessor in Steinfurt, später in Zürich. Von ihm vermerkt die Geschichte die für Ungarn beachtenswerte Tatsache, die daher auch in diese kurze Darstellung aufgenommen zu werden verdient, daß er sich im Jahre 1675 besonders eifrig und erfolgreich um die Befreiung der ungarischen evangelischen Prediger aus den neapolitanischen Galeeren bemühte. Im Zusammenhang damit, aber auch durch seine anderen Beziehungen stand er in lebhaftem Briefwechsel mit namhaften ungarischen Predigern und sonstigen Männern der Literatur. Einige von diesen zählt auch sein Biograph auf: Stefan Sellyei und Bálint Kötsi aus Pápa, Stefan Harsányi aus Rimaszombat, Jakob Csúzi, Samuel Köleseri, Martin Szilágyi aus Debrecen, und schließlich, aber nicht in letzter Reihe den großen ungarischen Polyhistor Franz Páriz-Pápai aus Nagyenyed.

Zwei Zweige der Familie wanderten später nach Deutschland zurück, der in der Schweiz verbliebene Zweig aber starb 1914 mit Friedrich Alfred Heidegger aus.

Einen Verwandten des erwähnten doctoris theologiae Johann Heinrich Heidegger siedelte der kaiserliche Marschall Florimund von Mercy in Ungarn in der Gemeinde Hant im Komitat Tolna an. Der Marschall war 1720—1733 in Ungarn tätig und hatte an der Besiedlung der entvölkerten Gebiete teilgenommen. Die Umsiedlung der Familie Heidegger muß ganz am Anfang erfolgt sein, da bereits im Jahre 1724 Franz Heidecker geboren wurde, das erste ungarische Mitglied des Stammes und Stammvater der Familie Haidekker in Transdanubien, die auch heute lebt und zahlreiche Mitglieder hat. Auf diese Weise leitet sich die ungarländische und ungarisch gewordene Familie Haidekker von der bayerischen Familie Heidekker her, u. zw. über Erhard Heidegger, der, wie wir sahen, der Vater des auf der behandelten Medaille dargestellten Sebastian Heidegger war.

Eine offene Frage, die vielleicht mit der Zeit geklärt werden kann, ist, ob der nach Ungarn übersiedelte Verwandte des Züricher Theologieprofessors Johann Heidegger unmittelbarer Abkömmling oder Seitenverwandter Sebastian Heideggers war. Mag es nun aber so oder anders gewesen sein, das Bildnis des auf der Medaille dargestellten Mannes zeigt zweifellos gemeinsame Züge mit dem des einen oder anderen der späten Nachkömmlinge in Ungarn. Die auch heute lebenden Mitglieder der Familie erkennen die Ähnlichkeit der Kopfform, der Augenstellung, der Nase, der Nasenwurzel, des »os zygomaticum« (Backenknochens) auf den Bildnissen des einen oder anderen ihrer Ahnen. Zum Beweise dieser Behauptung möge hier als herausgegriffenes Beispiel unter vielen neben dem Bilde der alten Medaille, das einer von einem verstorbenen Mitgliede der heutigen ungarischen Familie verfertigten modernen Medaille stehen, zur Unterstützung dessen, was ich in meinen Ausführungen auf Grund

teils von Urkunden, teils von Familienüberlieferungen über den Zusammenhang der deutschen, bzw. schweizerischen Familie und der ungarischen Abkömmlinge vorgetragen habe.



Die Gegenüberstellung der beiden Medaillen ist auch darum beachtenswert, weil, obwohl beide voneinander ein Zeitraum von 385 Jahren, also fast vier Jahrhunderten trennt, keine Angaben darüber bestehen, daß von dem einen oder anderen Mitgliede der Familie auch inzwischen eine Medaille verfertigt worden wäre. Sie stellen daher die ersten und vorläufig letzten Medaillenstücke einer Familienmedaillenreihe dar. Hoffentlich wird das in den letzten Jahren wieder erstarkende Interesse für Medaillenkunst dazu anregen, die Reihe, wo es möglich ist, zu ergänzen, bzw. fortzusetzen. Hiedurch würde den dem ungarischen Mittelstand angehörenden Patrizierfamilien ein Beispiel gegeben werden, ihren Vorfahren und bedeutenderen Mitgliedern ein schönes Denkmal zu stellen und zugleich auch die ungarische Medaillenkunst zu fördern. In dieser Hinsicht ist der ungarische Mittelstand Hüter edler Überlieferungen. Er war in Ungarn, aber auch im allgemeinen stets der berufene Gönner und Förderer der Künste. Der durch die behandelte Renaissancemedaille dargestellte Bürger — der wohl mit dem Besteller identisch ist — war ein angesehener Gildenmeister, Träger städtischer Würden und Ämter. Heute würde man von ihm sagen : ein kennzeichnender Vertreter der Mittelindustrie. Ein Mitglied des industrietreibenden Mittelstandes war aber auch der Mann auf der hier abgebildeten anderen, modernen Medaille. Ja er war gleichsam ein Verkörperer der im heutigen Sinne aufgefaßten und neuerdings mit stets wachsendem Interesse untersuchten ungarischen Mittelindustrie. Die Nebeneinanderstellung der beiden Medaillen bekundet, daß die führenden Männer der Mittelindustrie der Gemeinschaft nicht nur durch ihre hervorragende wirtschaftliche Tätigkeit wertvolle Dienste leisten, indem sie gewissermaßen das Rückgrat des nationalwirtschaftlichen Lebens schaffen und unterhalten, sondern auch unter den Hütern und Förderern der geistigen Güter ihren Platz beanspruchen, vor allem dadurch, daß sie die Unterstützung der Wissenschaft, Literatur und Kunst gleichfalls als ihre Aufgabe betrachten.

KARL DITTER VON DITTERSDORF IN SIEBENBÜRGEN

VON STEFAN LAKATOS

Am Ende des 18. Jahrhunderts bildete sich ein eigenartiger ungarischer Kompositionsstil aus, den die ungarische Musikgeschichte »Verbunkos« und »Toborzó« nennt. Diese besondere Musiksprache wurde von dem auflebenden Nationalbewußtsein geschaffen. Man war bestrebt, den musikalischen Ausdruck der ungarischen Eigenart gemäß zu gestalten, und wollte dem Ausland auch in der Musik eine besondere rassische Prägung vorweisen. Der neue Stil war nicht ungarisch, sondern nur ungarisch gefärbt, magyarisierend, da er sein Entstehen der Mischung italienischer, deutscher und ungarischer Volksmusikbestände verdankte. Diese Musik hatte auch im Ausland Erfolg, wo man, ebenso wie in Ungarn selbst, der Ansicht war, diese Musiksprache sei kernungarischen Ursprungs. Auch heute wissen wir noch nicht genau, wo und auf welche Weise sie geboren wurde. Doch kann kein Zweifel bestehen, daß das Ausland auf die neue Musiksprache des »Verbunkos« aufhorchte und die Komponisten diese Art nachzuahmen versuchten. Die ungarische Soldatenwerbungsromantik taucht parallel mit einer bestimmten musikalischen Entwicklung und einem gesteigerten musikalischen Interesse überhaupt auch in Siebenbürgen auf, wo zu dieser Zeit Baron Adam Patachich, Bischof von Nagyvárad der bedeutendste Liebhaber und Förderer der Musik war.

Baron Patachich war ein freigebiger Mäzen der Künste und verwirklichte auch seine weltlichen Pläne zielbewußt. Er unternahm oft Reisen nach Deutschland und hielt sich wiederholt auch in Wien auf, wo um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Musikleben, dank der Tätigkeit großer Meister, bereits in voller Blüte stand. Es gab in Österreich und in Deutschland kaum eine größere katholische Kirche, die nicht über ein Orchester verfügt hätte, das geeignet gewesen war Messen vorzuführen.

Auch Patachich ergriff die Lust zur Gründung eines Kirchenorchesters. Als er im Jahre 1757 Bischof von Nagyvárad wurde, erachtete er es als eine seiner ersten Aufgaben, ein Orchester zu schaffen; an dessen Spitze verpflichtete er Michael Haydn, den älteren Bruder des großen Josef, der damals schon zu den Musikern von Rang zählte. Wir wissen nicht viel über die Tätigkeit Michael Haydns in Nagyvárad. Die zur Verfügung stehenden Angaben widersprechen einander. Wahrscheinlich ist, daß er etwa von 1757 bis etwa 1762, also einige Jahre in Nagyvárad lebte. Er durfte sich nur mit Kirchenmusik befassen, für die er beim Domkapitel von Nagyvárad zu sorgen hatte. Wahrscheinlich konnte er sich in die wenig erfreuliches bietenden Musikverhältnisse der Kleinstadt nicht fügen und kehrte bald als Domkapellmeister nach Salzburg zurück.

Im Jahre 1764 begegnen wir Patachich wieder in Wien, wo er für sein Orchester einen neuen Dirigenten suchte. Damals machte er die Bekanntschaft von Karl Ditter von Dittersdorf, den er mit einem Jahresgehalt von 1200 Gulden, Wohnung, Verpflegung und Livree vertragsgemäß nach Nagyvárad als Dirigenten des bischöflichen Orchesters verpflichtete.

Dittersdorf begann seine Tätigkeit damit, daß er dem ersten Hofmeister des Bischofs den Auftrag erteilte, in Böhmen Musiker zu werben. Aus diesen stellte er ein Orchester zusammen und veranstaltete bereits im Jahre 1765 in der bischöflichen Residenz Konzerte. Ihm stand ein tadellooses Orchester zur Verfügung, da zum Bistum italienische Sänger und 37 Musiker verpflichtet wurden. Dittersdorf begeisterte dieses schöne Ensemble und komponierte aus Dankbarkeit eine Kantate unter dem Titel »Hirtenspiel aus Bethlehem«, die am ersten Weihnachtstage des Jahres 1765 zum Namensfest des Bischofs mit großem Erfolg aufgeführt wurde.

Der Bischof war derart befriedigt, daß er dem Architekten Neumann den Auftrag erteilte in den einen Flügel des bischöflichen Palais eine Bühne einzubauen, und Dittersdorf mit hundert Goldtalern belohnte. Auf der neuerbauten Bühne wurden zunächst Oratorien aufgeführt, deren Stoffe der Bibel und der Mythologie entnommen waren. Bei festlichen Gelegenheiten wurden zunächst Oratorien aufgeführt, aber auch die Orchesterkompositionen der Zeit kamen zu Wort, ja selbst weltliche Lieder wurden gesungen. Von Oratorien wurden folgende gespielt: »Olympia«, »Wettstreit der Götter«, »Das Bild des Erlösers« u. a. m. Das Trauerspiel Metastasio's, »Isacco figura del Redentore«, übersetzte der Bischof selbst ins Lateinische, während die ungarische Übersetzung Anton Gánóczy besorgte. Die Musik komponierte dazu Dittersdorf.

Der Bischof liebte Dittersdorf sehr und schätzte ihn, was der Dirigent auch ausnützte. Er überredete Patachich, im bischöflichen Palais auch musikalische Schauspiele aufzuführen. So kam es zur Aufführung der komischen Oper »Amore in musica« von Metastasio mit Dittersdorfs Musik. Bei dieser Darbietung wirkte außer dem bischöflichen Orchester auch das Militär-Orchester des in Nagyvárad stationierten Regiments Neukleinhold mit. Die Aufführung hatte wohl einen großen Erfolg, denn ihr folgten bedeutende Veranstaltungen im bischöflichen Palais, deren Charakter jedoch bereits völlig weltlich war. Das künstlerische Ziel wurde allmählich ganz in den Hintergrund gedrängt, und das bischöfliche Orchester diente lediglich zum Vergnügen der Gäste. Auch die Offiziere veranstalteten nunmehr ihre Unterhaltungen oft im bischöflichen Palais. Die ernste Musik büßte ihre bevorzugte Stellung ein und die Kirchenmusik wurde ganz vernachlässigt. Dies wurde in Wien dem Bischof übelgenommen.

Patachich mußte sein Orchester auflösen, und Dittersdorf kehrte im Jahre 1769 nach Wien zurück. Über dieser Abreise schreibt Dittersdorf folgendes: »An dem bestimmten Tage unseres Abmarsches verließen wir alle zusammen Großwardein. Unsere Reise bis Pest war natürlicherweise bei einer so großen Gesellschaft unterhaltend genug... Am siebenten Tage nach unserer angetretenen Reise trafen wir in Pest ein... Pischel (der berühmte Sologeiger, Konzertmeister des bischöflichen Orchesters)

und ich aber beschlossen, noch einige Tage in Pest zu verbleiben . . . Wir mieteten eine bequeme Landkutsche und fuhren nach Wien.« Angeblich schrieb Dittersdorf auch eine Oper in Nagyvárád, doch konnte diese bisher nicht aufgefunden werden. Auch die auf Michael Haydn bezüglichen Angaben kennen wir nur aus seiner hinterlassenen Selbstbiographie, die er vor seinem Tod diktierte.

Dittersdorf Opern waren populär. Wir finden sie auch auf dem Spielplan des Theaters von Kolozsvár, wo im 18. Jahrhundert auch Opern aufgeführt wurden. Die Oper »Arzt und Apotheker« in zwei Akten wurde am 9. August 1799 in Kolozsvár gegeben, während wir am 18. Dezember 1803 sein damals viel gespieltes musikalisches Lustspiel »Das Gewitter oder der Dorfschullehrer quasi-doctor« auf dem Spielplan finden.

Die Jahre in Nagyvárád waren auf die vielseitige musikalische Tätigkeit Dittersdorfs gewiß von bestimmender Wirkung und richtunggebend. Wenn er auch kein epochemachender Komponist gewesen war, so war er doch zweifellos ein Musiker von hohem Rang und eine bedeutende Persönlichkeit, die die Anerkennung seiner Zeitgenossen, wie die der Nachwelt verdiente. Unter den Büsten in der Vorhalle der Staatsoper in Wien erhielt auch er einen Platz. In seiner Lebensbeschreibung (im L. Staackmann-Verlag, Leipzig, 1940) äußert sich Dittersdorf über seine in Nagyvárád verbrachten Jahre folgend: »Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich durch meinen Aufenthalt in Großwardein und durch die immerwährenden Versuche von Theaterkompositionen die Kenntnisse erworben habe, mittels welchen ich in meinem männlichen Alter das Glück gehabt, so manche Sensation zu bewirken.«

Im Jahre 1939 wurde in der Notensammlung des Nationalen Konservatoriums zu Budapest ein bishin unbekanntes Violinkonzert von Dittersdorf gefunden, das vor der Öffentlichkeit zum erstenmal von Alexander Végh in der Bearbeitung Ervin Majors gespielt wurde.

UNGARNS KULTURFILMSCHAFFEN

VON LIA SIMONYI

Das Zelluloidband, das heute Welt- und Erdteile verbindet und Völker einander näher bringt, gelangte bereits im Jahre seiner Erfindung nach Ungarn und erwarb sich dort sofort Schwärmer und Anhänger. Blicken wir auf den Beginn des ungarischen Filmschaffens zurück, so sehen wir eigentlich zur selben Zeit auch den Anfang des ungarischen Kulturfilmschaffens.

Schon um die Jahrhundertwende entstanden zahlreiche reportageartige Kulturfilme, die als dankbares Thema Ungarns landschaftliche Schönheiten bearbeiteten. Indessen mußte die Herstellung von Kulturfilmen während des Weltkrieges eingestellt werden; erst als Ungarn aus seiner Erstarrung wieder erwachte, nahm auch das Kulturfilmschaffen einen neuen Aufschwung. Von 1935 an erwarb sich der ungarische Kulturfilm auch auf den internationalen Weltausstellungen die größten Auszeichnungen. Jedes Jahr brachte unseren Schaffenden eine Anerkennung ihres Könnens und Wollens, trotz aller technischen und finanziellen Schwierigkeiten, die die Schaffungsmöglichkeiten auf ein Mindestmaß begrenzten und den künstlerischen Plänen Schranken setzten.

Wollen wir nach diesem kurzen Rückblick über das eigentliche Kulturfilmschaffen Ungarns sprechen, so müssen wir vor allem die finanziellen und technischen Möglichkeiten vor Augen halten, um dem Ergebnis der Arbeit gerecht zu werden.

Die Herstellung eines Kulturfilms war zu keiner Zeit und in keinem Lande eine einträgliche finanzielle Unternehmung des Produzenten und niemals ein Weg, der zum Reichtum führte. Umso weniger in einem Lande, das nach dem Friedensvertrag 71,4 v. H. seiner Bodenfläche und 63,5 v. H. seiner Bevölkerung verloren hatte. Indessen half die alte Lebenskraft dem Lande zu einer neuen Haltung: das Verlorene, die Quantität, sollte auf allen Gebieten durch Qualität ersetzt werden.

Auch die ungarischen Kulturfilmschaffenden ließen sich nicht entmutigen und gingen zuversichtlich an die Arbeit. In den bescheidenen Arbeitsräumen des Ungarischen Filmbüros entstanden die bedeutsamsten Kulturfilme: vor allem der Stummfilm, später Tonfilm »Hungaria«, der im Auftrag des Außenministeriums und anderer staatlicher Stellen hergestellt wurde.

Die Auftraggeber boten die finanzielle Unterlage zur Herstellung eines Kulturfilms, ohne Hoffnung, das Geld durch den Film je wieder einzunehmen. Ungarn besaß damals nicht mehr als 564 Kinos und auch die ausländische Auswertung kam aus mehreren Gründen nicht in Frage; zunächst wegen Mangel der Regelung und des Ausbaues im zwischenstaatlichen Umsatz, dann aber auch darum, weil die Filme im Ausland

von Ungarns Landwirtschaft, Industrie und Kultur zeugen und somit als Propagandamittel dienen sollten.

Bei den ungewissen Bestellungen konnte die Filmfabrik nur in dem Maße technisch investieren und ihr Personal beschäftigen, soweit sich die Auswertung und Amortisation lohnte.

Der Kulturfilm entstand unter der Leitung eines einzigen Kameramannes. Nachdem das Administrationsbüro der Kulturfilmabteilung das Geschäftliche und Administrative erledigte, wurde der Kameramann zu einer modernen Siva-Göttin mit hundert Armen: Dramaturg, Spielleiter, Kameramann, Kameraassistent, Aufnahmeleiter und schließlich auch noch Schnittmeister. So bestand das Personal aus einer einzigen Person.

Die technische Seite zeigte dasselbe Bild: eine Handaufnahmeapparatur des Kameramannes: Kinamo, Dewrey, zuweilen sogar ein Bell and Howell, der Traum eines jeden Kameramannes. Fahrtwagen oder sonst andere Hilfsgeräte, die eigentlich bei Kulturfilmen unentbehrlich sind, kamen nicht einmal im Traum des Kameramannes vor. Nachdem der Kameramann bei den Aufnahmen sämtliche technischen Mängel überwunden hatte, kehrte er heim, um das Material zu entwickeln und zu schneiden; damit er aber nicht verwöhnt werde, erwartete ihn statt eines Schneidetisches eine bescheidene Schere. So schnitt er das wilde Rennen der Pusztapferde und die schäumenden Wellen des Plattensees aus der Hand. Bewegung statisch aus der Hand! Aber dennoch gelang es ihm, das Material zu bezwingen.

Indessen kam wieder eine geschichtliche Wendung. Durch den Wiener Schiedsspruch erhielt Ungarn bedeutsamen Gebietszuwachs und auch das bescheidene ungarische Kulturfilmschaffen stand vor neuen Aufgaben. Die zurückgewonnenen Gebiete sollten durch den Filmstreifen bis in das kleinste Schmalfilmkino des entlegensten Dorfes gelangen. Die Arbeit begann in größtem Tempo: Oberungarn, Karpatenland, Siebenbürgen, Südungarn kehrten auch auf dem Filmbande heim.

Im Jahre 1938 entstanden 14, 1939 18, 1940 12, 1941 25, 1942 40 Filme; die Zahlen stiegen stets und dadurch wurden auch die Möglichkeiten immer günstiger. Die Auftraggeber gaben breitere finanzielle Grundlagen, die Anzahl der Kinos wuchs von 564 auf 756, auf dem Lande wurden Schmalfilmkinos eröffnet (heute bereits 420), in denen neben dem Spielfilm auch ein Kulturfilm läuft, auch die ausländische Auswertung wurde ausgebaut und im Durchschnitt jeder Kulturfilm an fünf Länder verkauft. Ein neuer Erlaß erweiterte auch die Schranken des Kulturfilms; die Filmtheater hatten 30 v. H. ihres Bedarfes an Kulturfilmen mit ungarischen Kultur- und Unterrichtsfilmen zu decken.

Das Stiefkind Kulturfilm wurde von Tag zu Tag beliebter. Bei den zwei Herstellern, im Ungarischen Filmbüro und im Filmlaboratorium der Firma Kovács — das ungefähr 10 v. H. der ungarischen Kulturfilme erzeugt — wurden die Kulturfilmproduktionen erweitert. Der Kameramann erhielt seinen Spielleiter, zugleich erwarb auch der Schnittmeister seinen ersten Schneidetisch, der von einem ungarischen Ingenieur entworfen und von einem ungarischen Mechaniker hergestellt wurde. Auch der Kameramann erhielt neue Geräte. Deutsche Aufnahmeapparate wurden bestellt, auch Stative angeschafft. Objektive ließ man kommen, alles

zeigte einen raschen Aufschwung und alles Versäumte sollte nachgeholt werden.

Da kam der Krieg; Rohstoffmangel trat ein, der sich der Entwicklung entgegenstellte. Kraft und Lebensfähigkeit des ungarischen Kulturfilms wurden wieder einmal erprobt. Nun sollte er auch bei dem Stillstand seine Kraft, Lebensfähigkeit und Existenzberechtigung erweisen. Seit dem 13. Mai 1942 wurde der Rohfilm der Herstellung von Kulturfilmen durch das Rohmaterialamt entzogen und nur ausnahmsweise, für Kulturfilme erteilt, die propagandistischen Zwecken dienen.

Vor dieser Stillegung brauchte Ungarn 8 Millionen m Rohfilm, wovon 300.000 für den Kulturfilm bestimmt waren. Der Filmverbrauch der deutschen Wochenschau beträgt — wie der deutsche Filmkurier berichtet — 108 Millionen m im Jahr. Demnach beträgt Ungarns ganzer Filmverbrauch 7,4 v. H. der deutschen Wochenschau. 8 Millionen m Film ermöglichen es einerseits, daß Tausende von Menschen, Künstler, Techniker und andere Filmfachleute ihr Brot verdienen, anderseits bedeuten diese Filmstreifen eine bedeutsame kulturelle Kraftquelle des Ungartums.

OSZK
Országos Széchenyi Könyvtár

NEUE LEONINISCHE VERSE

MICHAEL BABITS

*Blau sind im Dämmer die Hügel, den Tauben erlahmten die Flügel;
müd schweigt die Landschaft sich aus, träge ziehn Herden nach Haus.*

*Blitze; ferne ein Grollen; dorfwärts die Wagen schön rollen;
Stürme nun sammeln ihr Heer: lila erst, schwarz dann und schwer.*

*Knechte verriegeln die Ställe, eilig ziehn Eulen zur Stelle;
wenn's Dorf im Schweigen versank, wird es den Müttern so bang.*

*Bleich blinkt das Blau um den Bergen: Schauer — wie Schleier — sie bergen.
Wind kommt; Donner schon brüllt, rings der Staub alles umhüllt.*

*Herrlicher Abend der Liebe, ach wenn es ewig so bliebe!
Bang ist's der Welt, sieh: sie weint, komm Blume, Liebe uns eint.*

*Preßt dich mein Arm an mich fester, klirren die Tafeln im Fenster.
Draußen der Guß erst begann, schmiege dich näher mir an.*

*Dichter wird's Blitzen jetzt immer, göttlich ist deines Blicks Schimmer;
währt nur noch lange der Guß! Wehr' nicht dem brennenden Kuß!*

*Ach, wenn der blitzschwängern Wolke Feuer uns einäschern wollte
im Sturme, im Donnergedröhn! So sterben, — wär selig, wär schön!*

Übersetzt von Gyula Garzuly

DROSSELN VOR TAG

LORENZ SZABÓ

*Morgens um vier in meine Träume
schallte ihr frohes Lärmen herein,
(wo noch in grüne Schenken der Bäume
lange nicht guckte der Sonnenschein
und noch dem Tage nicht wich das Nachten)
hei, wie sie lachten, so närrisch lachten!
welch ein Gejohle vorm Fenster sie machten,
die zechenden Drosseln, die wilde Schar.*

*Morgens um vier schon weckte mich heute
fröhlicher Lumpen heitrer Gesang.
Tausende Stimmen in wirrem Geläute,
Gepfiff und Gepfeife in lustigem Zank.
Anfangs da wollt ich in Zorn geraten,
die ganze Bande zum Teufel jagen,
doch sieh da, mein Herz singt mit euch, Kameraden,
ihr dummen Drosseln, du tolle Schar.*

*Als wäre ich selber der frühfrühe Morgen
und selber der Garten, allem Zwange fern,
spür ich von mir fallen alle die Sorgen,
so durchklingt und durchtönt mich der frische Lärm.
In Tieres Frohsinn der weise Frieden
erfaßt mich und trägt mich aufwärts von hinieden
durch euch nach den helleren Himmelsgebieten,
ihr irdischen Drosseln, gesegnete Schar.*

*Von frühmorgens vier an schmetterte heiter
vor meinem Fenster das wüste Gelag,
so daß mir ist, als wäre nun seither
ein Pfeifen und Flöten der ganze Tag.
Ein lauter Singen, wo ihr Sang doch schon verstümmte,
am Morgen blieb nichts mehr, als bloß noch die Kunde
davon wie so schrecklich gezechet die Lumpe,
die Drosseln vor Tag, die wilde Schar.*

Übersetzt von Nikolaus Balogh

CHRISTUS IM WEIZENKORN

GÉZA VÁLYI NAGY

*Wellenkämme schaukeln, rollen: und smaragdnes Glänzen fließt;
Hochzeit feiert Himmel, Erde: Samen keimt und Leben spriest.
Und gleich goldnem Honigseime kost und schmeichelt Sonnenlicht;
In den Körnern, Weizenkörnern lächelt Christi Angesicht . . .*

*Aus dem Kampf der Nacht, des Tages schleicht's wie träger Nebelgraus
Über Hänge, über Flächen breitet es sich würgend aus,
Und sein bleiern düstrer Schleier impft das Korn mit Todestau;
In den Körnern, Weizenkörnern scheint sein Antlitz blaß und grau . . .*

*Wenn in heißen Sonnenflammen brennt des Sommers Fieberglut
Und der Dürre Feuermantel würgt das Land mit irrer Wut,
Sind der trocknen Lippen heiße Küsse rings ein Wüstenherd,
In den Körnern, Weizenkörnern Christi Antlitz sich verzerrt.*

*Der gebeugte, ernste Bauer schafft an Schollen fern und nah,
Schleppt sein Kreuz und wandelt weiter bis zu seinem Golgotha;
Wartet jenes heiligen Sommers, welcher Segen reich beschert,
Wenn in Körnern, Weizenkörnern Christi Antlitz sich verklärt . . .*

Übersetzt von Árpád Guillaume

BÜCHERSCHAU

NIKOLAUS VON HORTHY. ADMIRAL, VOLKSHELD UND REICHSVÄRWERESER. Von *Edgar von Schmidt-Pauli*. I. P. Toth-Verlag, Hamburg, o. J. (1943), 344 S. mit 32 Bildtafeln.

Das Buch, dessen erste Auflage 1936 erschien, gibt eine umfassende Darstellung von Leben, Laufbahn und Regierungstätigkeit des Reichsverwesers von Ungarn. In der neuesten Fassung wurde das Werk wesentlich umgearbeitet, ergänzt und berichtigt. Verfasser, der mütterlicherseits ungarischer Abstammung ist und sich als vorzüglicher Kenner der ungarischen Geschichte und Gesellschaft erweist, gliedert sein Material in sechs große Kapitel. Die Darstellung eröffnet eine stimmungsvolle Übersicht »Volk und Land Ungarns«; sodann zeichnet Verf. in lebendigen Farben die Familie des Reichsverwesers, seine Kindheit und Jugend, sowie seinen Aufenthalt in Pola und Konstantinopel. Im dritten Kapitel tritt der Held der großen Seeschlachten des Weltkrieges vor uns; wir vernahmen von den ersten Erfolgen des Reichsverwesers, von seinem heldenmütigen Verhalten bei Otranto, sowie von seiner Tätigkeit als Admiral und Flottenkommandant. Das nächste Kapitel, »Ungarns Befreier« gibt eine Darstellung der Amtstätigkeit Nikolaus von Horthys als Honvédminister in Szeged und seines Einzuges in die ungarische Hauptstadt. Der Abschnitt »Reichsverweser« behandelt zunächst sein Wirken auf der politischen Bühne, die Ereignisse unter den Regierungen von Bethlen, Gömbös und ihren Nachfolgern, und gewährt dann einen reizvollen Einblick in das Privatleben des ungarischen Staatsoberhauptes in der Ofner Burg, in Kenderes und Gödöllő. Das letzte Kapitel faßt die Ereignisse 1936–43 zusammen: die politischen Besuche, den ersten und zweiten Wiener Schiedsspruch, Ungarns Eintritt in den gegenwärtigen Krieg, die Wahl des Reichsverweser-Stellvertreters, Aufstieg und Heldentod Stefan von Horthys. Dem Schlußwort folgen sechs Anlagen, darunter der Gefechtsbericht über die Novara, Briefe von Mackensen, Conrad, Hindenburg

u. a. m. Das Bildmaterial des in bestechendem Stil geschriebenen und prachtvoll ausgestatteten Buches wurde von Michael Erdódi zusammengestellt; erhöhten Reiz erhalten die Bilder dadurch, daß mehrere von ihnen eigene Aufnahmen des Reichsverwesers sind. Für die schöne, geschmackvolle und würdige Ausstattung des Werkes gebührt der Druckerei Hungaria in Budapest alle Anerkennung.

DIE URGESCHICHTE DES UNGARTUMS (*A magyarság őstörténete*). Herausgegeben von *Ludwig Ligeti*. Veröffentlicht von dem Institut für Ungarnkunde der Philosophischen Fakultät der Kön. Ung. Peter Pázmány-Universität in Budapest und vom Verlag Franklin-Gesellschaft. Budapest, 1943. 292 S. mit mehreren Karten.

Unter Heranziehung vorzüglicher Fachmänner veranstaltet das Institut für Ungarnkunde der Universität Budapest in jedem Frühjahr eine Vortragsreihe über einen zeitgemäßen Fragenkreis, die dann an dem »Tage des ungarischen Buches« auch in Buchform erscheint. Den Bänden »Adel und Bauerntum in der ungarischen Geschichte« und »Siebenbürgens Volkstum« folgte das Werk »Das Ungartum und die slawische Welt«. (Von diesen erschien »Siebenbürgens Volkstum« vor wenigen Tagen im Verlag der Danubia A. G. Budapest-Leipzig auch in deutscher und italienischer Sprache.) In diesem Jahre gelangte die ungarische Urgeschichte zur Bearbeitung, der sich die öffentliche Meinung mit besonderer Aufmerksamkeit zuwendet. Jeder Band enthält wertvolles und wissenschaftlich brauchbares Material, doch übertrifft das neueste Werk an Bedeutung sämtliche Veröffentlichungen des Institutes für Ungarnkunde. Als Herausgeber zeichnet Ludwig Ligeti, der bekannte Asienforscher und Professor für Orientalistik an der Universität Budapest. Von den Mitarbeitern behandelt Nikolaus Zsirai die Herkunft des Ungartums, Ludwig Ligeti die Urheimat im Ural, Assistent Tibor Halasi Kún die Geschichte des Ungartums im Kaukasus,

Assistent Karl Czeglédy das Schicksal des Ungartums in Südrußland, Prof. Josef Deér das Ungartum der Landnahmezeit, Karl Czeglédy die im Osten geliebten Volksteile, Prof. Stefan Kniezsa Zusammenhänge von Sprachwissenschaft und ungarischer Urgeschichte, Dozent Gyula László archäologische Bezüge der Urgeschichte, Assistent Johann Nemeskéri Ergebnisse der Anthropologie, Matthias Gyóni, Béla Kossányi, Tibor Halasi Kún, Josef Deér und Ludwig Ligeti mohamedanische, byzantinische, slawische, armenische, georgische sowie mittelalterliche ungarische, westliche, chinesische und innerasiatische Quellen zur Urgeschichte des Ungartums. Abschließend faßt Prof. Nikolaus Zsirai die Irrwege der Forschungen zur Urgeschichte des Ungartums zusammen. Hoffentlich wird das stattliche Werk recht bald auch in deutscher Sprache erscheinen, wodurch seine reichen Ergebnisse auch der europäischen Forschung zugänglich gemacht werden.

DEMOKRITOS VON NAGYENYED (*Nagyenyedi Demokritos*). Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von *Ludwig György*. Verlag der Minerva A. G. Kolozsvár, 1943. Bd. I: 182 S., Bd. II: 196 S.

Als Nr. 9–10 der von Prof. Elemér Jancsó herausgegebenen Schriftenreihe »Seltenheiten von Siebenbürgen« erschien die 1762 entstandene handschriftliche Sammlung von Josef Hermányi Dienes: »Weinender Heraklit und bald lächelnder bald lachender Demokrit von Nagyenyed.« Verf. (1699–1763), ein reformierter Pastor, von seinen Zeitgenossen eine bewegliche und lebendige Bücherei genannt, gehörte zu jenen Polyhistoren Siebenbürgens, deren Wert und Bedeutung von der öffentlichen Meinung erst neuerdings richtig gewürdigt wird. Seine Anekdotensammlung gehört zu dem wenigen, was aus seinem reichen handschriftlichen Nachlaß gerettet werden konnte. Sie enthält 339 kürzere und längere, heitere und ernste Erzählungen, die — nach den Worten des Herausgebers, Prof. György — »ein reicheres und farbenvolleres Bild des siebenbürgischen gesellschaftlichen und kulturellen Lebens bieten als jede andere bisher bekannte Quelle aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts«. Die gegenwärtige Ausgabe enthält 230 Kurzgeschichten, die anderen konnten wegen ihres schlüpfrigen Inhaltes nicht veröffentlicht werden.

VERSUNKENES EUROPA (*Elsüllyedt Európa*). Ausländische Reisebeschreibungen von *Desider Kosztolányi*. Herausgegeben und eingeleitet von *Gyula Illyés*. Verlag Nyugat A. G. Budapest, o. J. (1943). 304 S.

Jedes Jahr seit dem Tode des Meisters der modernen ungarischen Prosa bringt kostbare Überraschungen aus seinem Nachlaß. Der Verlag Révai veröffentlicht die bereits in seinem Leben herausgegebenen Werke wieder, der Verlag Nyugat aber sammelt seine Handschriften und Aufsätze. Kein Wunder, daß sich auch deutsche Verleger dem großen Vertreter des europäischen Ungartums zuwenden: der Volk und Reich-Verlag plant eine Gesamtausgabe der Werke Kosztolányis. Kein Band seiner Werke wäre geeigneter die Reihe zu eröffnen, als der gegenwärtige, der die Beschreibung seiner Reisen im Ausland enthält. »So oft ich in eine Stadt komme, scheint es mir, als käme ich nach Hause« — schreibt Kosztolányi, und dieser Satz könnte zugleich dem ganzen Buch als Motto dienen. 1909–1935 bereiste er wiederholt Europa, zunächst die Großstädte; Bilder von Amsterdam, Belgrad, Grenoble, London, Neapel, Oxford, Paris, Rom, Venedig, Wien und anderen Städten, herrliche Landschaftszeichnungen aus Österreich, Belgien, Dalmatien, Italien, Holland, Schweiz, Schweden, Deutschland, Frankreich und England erstehen im meisterhaften Stil Kosztolányis zu neuem Leben, wobei der Leser immer wieder durch die eigenartige, menschlich warme Sehweise des Verfassers gefesselt wird. Eine Auswahl der Reisebeschreibungen Kosztolányis soll auch in unserer Zeitschrift veröffentlicht werden.

KRÄUTERBUCH (*Füveskönyv*). Von *Alexander Márai*. Révai-Verlag, Budapest, o. J. (1943), 214 S.

Die Namen von Seneca, Epiktetos, Marc Aurel, Montaigne und überhaupt die Stoiker geben dem neuesten Buch von Márai das Geleit. »Ohne Moral gibt es keinen Menschen« — dies ist Ausgangspunkt und Leitsatz seiner Betrachtungen. Márai, in der Kunst der Prosa ein würdiger Nachfolger Kosztolányis, läßt in diesem Buch die Kunstgattung der Maxime, des Prosaepigramms zu neuem Leben erstehen. In seinen 202 Sonetten in Prosa werden in geistvoller Form, mit etwas herber Ironie und tiefer Weisheit Fragen des menschlichen Lebens, der Natur sowie des Daseins überhaupt er-

örtert. Als Meister der Kunst des Lebens bietet er dem Leser durch seine intimen Monologe in klassischer Prosa nicht nur edlen Genuß, sondern auch reiche und dauernde Anregungen.

BENES. Von *Stefan Borsody*. Athenaeum-Verlag, Budapest, o. J. (1943), 239 S.

Die erste, gediegene Studie von Stefan Borsody, dem deutschfreundlichen Publizisten der Zeitung »Reggeli Magyarországnak«, untersucht Leben, Wesen, Umwelt und Ideologie des Urfeindes der neueren ungarischen Geschichte, des gewesenen Staatspräsidenten der Tschechoslowakei Eduard Beneš. Dem Leser, der die täglich erscheinenden geistvollen zusammenfassenden Berichte des Verfassers mit Aufmerksamkeit verfolgt, und weiß, daß er als Journalist in Prag mit sudetendeutschen Kreisen in Verbindung stand, wird dessen Haltung in diesem neuesten Buch leicht verständlich sein. Das Werk, das reiches Material enthält und zahlreiche Erscheinungen der neuesten europäischen Politik klärt, bietet zunächst Bildnisse von Masaryk und Beneš; sodann kennzeichnet Verf. die Tätigkeit Beneš' während des Weltkrieges, setzt sich mit der tschechoslowakischen Theorie der »zweiten Schweiz« auseinander und behandelt eingehend den Kampf Beneš' gegen die Revision der Friedensdiktate, sowie das Ende der tschechoslowakischen Eigenstaatlichkeit. Abschließend macht Verf. den Leser in zwei umfangreichen Kapiteln mit der Tätigkeit des gewesenen Staatspräsidenten während der zweiten Emigration bekannt, wobei besonders auf die Widerlegung der Ansicht großes Gewicht gelegt wird, daß eine neue Tschechoslowakei als kräftiger Pfeiler der Donaukonföderation dienen könnte. Die reichen und vielseitigen Kenntnisse des Verfassers sowie die nüchterne, überlegene Art seiner Betrachtung werden für das Buch gewiß auch im Ausland, vor allem in deutschen Kreisen Interesse wecken.

MICHAEL MUNKÁCSY (*Munkácsy Mihály*). Von *Zoltán Farkas*. Officina-Verlag, Budapest, 1943. 32 Textseiten mit 32 Bildern.

Als Nr. 51–52 der Officina-Bilderbücher gab der bekannte Kunstkritiker Zoltán Farkas einen Auszug seiner umfangreichen Monographie über Munkácsy für das große Publikum. Er enthält eine lebendige Darstellung der mühevollen, schließlich aber doch erfolgreichen Lauf-

bahn des großen Malers, behandelt den jähen Erfolg sowie die Zurückdrängung seiner Kunst, bestimmt seinen Platz in der ungarischen Kunstgeschichte an der Seite Ladislaus Paals und weist darauf hin, daß sich die Kunst Munkácsys trotz der 43 Jahre seit dessen Tode als wertbeständig erwies und von keinem seiner Rivalen übertroffen werden konnte.

Die THEORETISCHEN GRUNDFRAGEN DER STAATLICHEN KARTELLPOLITIK mit Berücksichtigung der ungarischen Wirtschaftsentwicklung. Versuch einer Systematik. Von *Nikolaus Ladislaus Tóth*. Verlag Danubia, Budapest-Leipzig-Milano, 1943. 64 S.

Den Kern der theoretischen Untersuchungen zur Kartellfrage bildete stets die Erörterung des Verhältnisses von Staat und Kartellen. Verfasser erblickt die Entwicklung des zukünftigen Verhältnisses zwischen Staat und Kartellen in einem wirtschaftlichen Automatismus, der zwischen den Wirtschaftsauffassungen des Liberalismus und Nationalsozialismus steht und dem entsprechende Rahmengesetze Schranken setzen. Durch die weite Fassung des Kartell-Begriffes zieht Verf. sämtliche Monopol- und Scheinmonopolgebilde in den Bereich seiner Untersuchungen, und gibt diesen dadurch die Möglichkeit zu weitgehenden Schlußfolgerungen auch für die Zukunft.

AUSGEWÄHLTE LYRISCHE DICHTUNGEN VON ATTILA JÓZSEF (*József Attila válogatott lírai versei*). Cserépfalvi-Verlag, Budapest o. J. (1943), 190 S.

Die Auswahl, die an dem »Tage des ungarischen Buches« erschien, enthält Dichtungen von dem frühverstorbenen Attila József (1905–1937), einem der markantesten Vertreter neuer ungarischer Lyrik. Er war ein frühreifes Wunderkind, der fast von seinen ersten Gedichten an Vollenendetes schuf. Lebendiges soziales Empfinden, tiefe Naturverbundenheit und unerschöpflicher Gefühlsreichtum kennzeichnen seine Lyrik, an deren Form er nach seinen eigenen Worten mit der Kunst eines Architekten feilte. Es gibt wohl wenig dichterische Zeugnisse des neuen Lebensgefühls, reiner Männlichkeit und geläuterten Menschentums, wie die Dichtungen des jugendlichen, dabei aber reifen und abgeklärten Attila József. Unsere Zeitschrift brachte wiederholt Proben seiner Lyrik; demnächst sollen auch einige Gedichte der neuen Anthologie veröffentlicht werden.

INHALT DES JULIHEFTES 1943.

EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR. Von <i>Ladislav Cs. Szabó</i>	321
DESIDER KOSZTOLÁNYI. Von <i>Aladár Schöpflin</i>	333
ZUR GESCHICHTE DER LANDSCHAFT UND PFLANZENWELT UNGARNS. Von <i>Ludwig Soó von Bere</i>	338
PETER ROSEGGER UND UNGARN. Von <i>Friedrich Lám</i>	345
UNGARISCHE BEZIEHUNGEN EINER DEUTSCHEN RENAISSANCE-MEDAILLE. Von <i>Alexander Haidekker</i>	352
KARL DITTER VON DITTERSDORF IN SIEBENBÜRGEN. Von <i>Stefan Lakatos</i>	356
UNGARNS KULTURFILMSCHAFFEN. Von <i>Lia Simonyi</i>	359
NEUE LEONINISCHE VERSE. Gedicht von <i>Michael Babits</i> , übersetzt von Gyula Garzuly	362
DROSSELN VOR TAG. Gedicht von <i>Lorenz Szabó</i> , übersetzt von Nikolaus Balogh	363
CHRISTUS IM WEIZENKORN. Gedicht von <i>Géza Vályi Nagy</i> , übersetzt von Árpád Guillaume	364
BÜCHERSCHAU	365

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. Ladislav *Cs. Szabó*, Direktor des ungarischen Rundfunks, Erzähler und Essayist.
- Aladár *Schöpflin*, Kritiker, Hauptmitarbeiter der Zeitschrift »Magyar Csillag«.
- Dr. Rudolf *Soó von Bere*, o. ö. Prof. der Botanik an der Universität Kolozsvár—Klausenburg, Direktor der Botan. Abteilung des Siebenbürgischen Nationalmuseums, Mitglied der Kais. Deutschen Akademie der Naturforscher.
- Dr. Friedrich *Lám*, Oberstudienrat-Gymnasialdirektor a. D., Dichter und Literaturhistoriker.
- Dr. Alexander *Haidekker*, Kommerzialrat, Generaldirektor des Drahtwerkes Alexander Haidekker A. G.
- Stefan *Lakatos*, Musikhistoriker, Kolozsvár—Klausenburg.
- Lia *Simonyi*, Gymnasiallehrerin, Spielleiterin des Ungarischen Filmbüros.

UNSERE DICHTER:

- Michael *Babits* (1883—1941), führender Dichter der reinen Kunstrichtung.
- Lorenz *Szabó*, Dichter und Schriftleiter, vorzüglicher Übersetzer deutscher Dichter.
- Géza *Vályi Nagy*, Dichter, Mitglied der Petöfi-Gesellschaft.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

433876. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).

2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).

3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).

4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).

5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).

6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).

7. *Strölin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).

8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).

10. *Storm, E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).

11. *Pukánszky, B.* : Mozart.

12. *Hofmann, Fr.* : A széntől a mügumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).

13. *Paikert, G.* : Ahogy egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).

14. *Harmjanz, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).

15. *Löbner, W.* : A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufslenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).

16. *Franz, E.* : U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).

17. *Von Jagow, D.* : A Führer rohamosztága (SA des Führers).

18. *Freyer, H.* : Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Grosse, ein historisches Portrait).

19. *Scheel, A. G.* : A német diákság (Das Deutsches Studententum).

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Kultus- und Unterrichtsminister
a. D. *Bálint Hóman*

Herausgegeben von Prof. *Béla Pukánszky*

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*

Herausgegeben von *Stefan Gál*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914

Von *Árpád Markó*

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdődi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rácz*

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGENS VOLKSTUM

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

MICHAEL FAZEKAS: DER GÄNSE-HIAS

Übersetzt von *Árpád Guillaume* — Mit einer Einleitung von *Gyula Illyés*
Mit Zeichnungen von *Desider Fáy*

In Vorbereitung:

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

UNGARISCHE SOLDATENBRIEFE

UNGARNS KULTURAUUSTAUSCH MIT DEN NACHBARVÖLKERN

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG